Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Visual Library

Gott zum Gruß!

Zum zehnten Male tritt der „Vetter vom Rhein“ seine Wanderung an über Berg und Thal, in Städte und Dörfer, um seine Glückwünsche darzubringen. Als er mit seinem 1879er Jahrgang zum ersten Male bei Dir, lieber Leser, eintrat, verabschschiedete er sich mit dem Gruße:

Und zieh' ich von dannen und es will mir sein
Als sei man ihm gut dem Vetter vom Rhein:
Da schwing ich den Hut und rufe laut:
Lebt wohl lieber Vetter und Bäslein traut,
Im nächsten Jahr seh'n wir uns wieder!

Und da es dem Vetter geschienen, als ob man ihm gut sei, so kam er auch im nächsten Jahre wieder und so von Jahr zu Jahr. Heute bringt er Dir mit einem herzlichen „Grüß Gott!“ seinen zehnten Jahrgang. Habe Dank, lieber Leser, für die freundliche Aufnahme, die Du dem „Vetter vom Rhein“ alljährlich zuteil werden ließest. Gönne ihm auch in diesem Jahre ein trautes Plätzchen in Deinem Heim, er wird es Dir treulich lohnen: er wird Dir Vieles erzählen, Ernstes und Heiteres, und auch in manchem Dir mit Rat zur Seite stehen.

Der „Vetter vom Rhein“ wünscht Dir auch für dieses Jahr alles Gute. Möge Deine Arbeit gesegnet sein, möge Frieden und Eintracht in Deinem Hause wohnen und Dir und den Deinigen Gesundheit und wahre Frömmigkeit beschieden sein!

Das walte Gott!

Verschüttet!

Historische Erzählung von Marie Poppen.

„Heilige Mutter Gottes! was ist das für ein Wind da heraußen!“ sagte die Frau Kreisler, als sie den Fensterladen wieder zuzog, welchen der Frühjahrssturm aufgerissen und heftig hin und her geschlagen hatte.

Noch war sie damit beschäftigt, als es auf einer nahen Glocke drei Uhr schlug. „Ist nur ein Glück, daß um diese Zeit noch niemand was auf der Straßen zu schaffen hat, möcht sonst leicht ein Unglück passieren!“

Ein starkes Klopfen an der Hausthüre unterbrach sie in ihrem Selbstgespräch.

Den Laden festhaltend, welchen ihr der Sturm wieder aus den Händen reißen wollte, rief sie: „Ist wer unten?“ Eine jugendliche Stimme antwortete von der Straße herauf: „Die Frau Kreislerin soll gleich mit mir kommen, läßt der Meister sagen.“ „Wer ist der Meister?“ fragte die Frau. „Der Glaser Fraunhofer“, war die Antwort. „Aha, weiß schon, wart noch ein wenig, bin gleich fertig:“

Kaum zehn Minuten später schritt die wackere Frau an der Seite des Glaserjungen durch die Straßen der Stadt Straubing in Bayern, umtobt von dem brausenden Frühjahrssturm.

„Bitt' gar schön, Frau Kreisler, wollen wir nicht auf der Langstraßen hinuntergehen!“ fragte der Lehrling etwas ängstlich. „Aber durchs Thörl sind wir doch eher am Haus“, war die Antwort. „Ja, das schon, aber beim Thörl gehts um, gewiß und wahrhaftig!“ „Ei Du Schlankel, wirst Dich doch nicht etwa fürchten? Komm nur!“ Damit schritt die Frau den Weg entlang nach dem kleinen Thor, den Jungen dicht an der Seite, „Jetzt kommt's!“ flüsterte dieser und wirklich konnte man trotz der Dunkelheit bemerken, daß sich im Winkel am Thore etwas weißes am Boden bewegte.

„Marie Joseph!“ rief jetzt der Junge mit unterdrückter Stimme, als es gegen ihn heranraschelte und gespenstisch hüpfend an ihm vorüberflog, um den vorigen Tanz ringsum in dem Winkel wieder fortzusetzen.

„Habts Ihr's jetzt gesehen, Frau?“ fragte der Lehrling, welcher mit einem Sprung an ihrer andern Seite war. „Weiß halt schon lang, wie's der Wind treibt, da hat er jetzt ein paar große Papierfetzeln derwischt und laßt sie tanzen da im Winkel.“ „Sonst nichts?“ fragte ihr jugendlicher Begleiter. „Ja, was soll's denn noch sein? Wenn vielleicht noch ein Bissel Märzenstaub und ein paar Strohhalmen mittanzen, werden's auch kein extra Spielgeld zahlen müssen.“

An diesem stürmischen Morgen, es war der 6. März 1787, erblickte der nachmals so berühmte Optiker Joseph Fraunhofer mit Hilfe der Frau Kreisler das Licht der Welt. Er war körperlich kein kräftiges Kind, widerstand jedoch siegreich allen Kinderkrankheiten, die sogar mit großer Heftigkeit bei ihm auftraten. Schon in seinem fünften Jahre verlor er beide Eltern und wurde abwechselnd bei Verwandten aufgezogen, die wenig Acht hatten für den schwächlichen Knaben. Die Frau Kreisler blieb ihm stets eine wohlwollende Gönnerin, und so oft sie ihn auf der Straße antraf, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn mit sich nach Haus, wo sie stets etwas für ihn bereit hatte, was ein Kinderherz erfreuen kann.

Das Fraunhofer-Denkmal in München.

„Du armes Hascherl, mit Dir muß unser lieber Herrgott auch was Besonders vorhaben, daß er Dich nicht untergehen laßt!“ pflegte sie zu sagen, und die einfache Frau hat in ihrem schlichten Sinn das Richtige getroffen.

Ohne eigentliche Schulerziehung aufwachsend, sollte Joseph Drechsler werden, war aber zu diesem Handwerk zu schwächlich. Ein stiller, sinniger Knabe, wie er war, hatte er sich jedoch manches gemerkt, was ihm, ohne daß er daran dachte, später von großem Nutzen sein sollte.

In seinem dreizehnten Jahre wurde er dann in München einem Glaser und Spiegelmacher in die Lehre gegeben, aber da wurden dem Lerneifer des Knaben unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt. Bald mußte er Holz hereintragen, bald den Speicher oder den Keller aufräumen und fegen und dann wieder mußten die Kinder herumgetragen werden — kurz, es gab keine Knechts- und Magdarbeit, die er nicht verrichten mußte; trotzdem achtete er fleißig auf das Geschäft, so daß ihn sein Meister schon hie und da zu den Kunden schicken konnte. Das kam daher, weil er sich angewöhnt hatte, über seine Arbeit nachzudenken, und das ist nicht nur für den Arbeiter selbst von großem Nutzen, weil er sich die nötigen Geschäftskenntnisse viel eher durch Nachdenken erwerben kann, sondern er wird sich dadurch selbst zu einem edeln und rechtschaffenen Charakter ausbilden, welcher sich niemals von dem niedrigen Gedanken beeinflussen läßt, der Meister könne zu viel an ihm profitieren, wenn er seine Arbeit gut macht.

So wurde denn Joseph eines Tages, es war am 21. Juli 1801, in die Thiereckgasse geschickt; das Haus Nr. 3 war renoviert worden und es mußte noch der innere Ausbau fertiggestellt werden.

Heiß brannte die Sonne in die Straßen Münchens herein und das Haus, in welchem der kaum sechzehnjährige Glaserlehrling arbeitete, war ihrer vollen Glut ausgesetzt; dessen ungeachtet arbeitete er fleißig weiter. Wohl hörte er von Zeit zu Zeit ein dumpfes Krachen im Gebälk, ließ sich jedoch auch dadurch nicht abhalten, seiner Pflicht nachzukommen. Da — auf einmal stürzte plötzlich mit fürchterlichem Gepolter das Haus über ihm zusammen und begrub ihn unter den Trümmern! Von den Handwerksleuten, die gleichfalls noch im Haus beschäftigt waren, wurde mancher erschlagen.

Wie es gewöhnlich bei solchen Anlässen der Fall ist, hatte sich bald eine große Menschenmenge angesammelt. Wer es irgend vermochte,

wollte helfen den Schutt, Balken und Steine wegzuräumen, und da es noch hell lichter Tag war, so konnten sich viele an dem Liebeswerk beteiligen, bevor durch ausgiebige Hilfe einige Ordnung in das Geschäft kam. Ein Dienstmädchen, die Herzallerliebste von einem der jungen Schreiner, die hier arbeiteten, legte sich über den Trümmerhaufen und rief mit jammernder Stimme in die Steine hinein: „Berti — lebst noch? Dein Stasi ist da! Gieb ein Antwort!“ Aber kein Laut ertönte von unten, nur lautes Getümmel um sie her und die nicht allzu höfliche Anrede eines handfesten Zimmermanns: „Mach daß Du fortkommst, Dierndl, und halt die Leut' nit auf!“

Erst in der Nacht beim Schein der Pechfackeln wurde Berti und sein Kamerad schwer verletzt unter den Trümmern aufgefunden, sie lebten zwar noch, aber es war wenig Hoffnung, daß sie wieder hergestellt werden könnten.

Die arme Stasi lief ganz verzweiflungsvoll neben der Tragbahre her, auf welcher man ihren Berti in das Spital trug, und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, daß sie ihm nicht auch dahin nachfolgte.

Der allerletzte, welcher erst am andern Morgen gegen vier Uhr aufgefunden wurde, war Joseph Fraunhofer, und zwar unverletzt — durch den merkwürdigen Zufall, daß sich mehrere Bretter und Balken über seinem Standpunkt gekreuzt hatten und sich während des Sturzes ungefähr drei Ellen über seinem Haupt sperrten, so daß die Wucht der Mauersteine ihn nicht treffen konnte.

Die wenigsten kannten den blassen Jüngling, der da von den ersten Strahlen der Morgensonne beleuchtet aus seinem lebendigen Grabe heraufstieg — und doch wurde er mit lautem Jubelruf begrüßt.

Es versteht sich von selbst, dnß die Kunde von der wunderbaren Erhaltung des jungen Menschen in allen Kreisen der Bevölkerung Münchens die lebhafteste Teilnahme hervorrief.

Auch der damalige Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph, interessierte sich für Fraunhofer und schickte ihm nach seiner Genesung — denn der schmächtige junge Mensch war infolge des ungeheueren Schreckens krank geworden — achtzehn Dukaten, wovon er einen Teil dazu benützte, daß er sein letztes Lehrjahr abkaufte, und dann schaffte er sich eine Glasschleifmaschine an.

Leider verhinderten ungünstige Verhältnisse, namentlich der Krieg, seine Fortbildung und doch hatte er sich schon den Ruf eines geschickten Glasschleifers erworben, so daß ihn v. Utzschneider schon 1807 in dessen vor vier Jahren gegründetes optisches Institut herbeizog.

In kurzer Zeit erwies sich Fraunhofer dem Geschäft durch Verbesserung der Maschinen und des gesamten Betriebs so nützlich, daß er schon im Jahr 1809 Teilhaber an demselben wurde. Er erfand neue Schleif- und Poliermaschinen, verbesserte die Methode der Prüfung farbiger Linien und bei seinen Bemühungen, die Berechnungsverhältnisse der einzelnen Farbstrahlen festzustellen, entdeckte er die dunkeln Linien im Sonnenspektrum, die nach ihm die Fraunhoferschen Linien genannt wurden.

Im Jahre 1811 erhielt er auch die Glasschmelzarbeiten unter seine Aufsicht, machte auch hier staunenerregende Versuche und schuf die vollkommensten achromatischen Fernröhren. Nachdem im Jahre 1814 ein früherer Teilhaber aus dem Geschäft ausgeschieden war, erhielt Fraunhofer die Oberleitung desselben.

Seine Instrumente sind durch ganz Europa verbreitet und übertreffen an Deutlichkeit und Bequemlichkeit der Handhabung sogar diejenigen des berühmten Herschel zur Erforschung des gestirnten Himmels.

Seit es denkende Menschen auf unserer Erde giebt, haben sie mit hoher Bewunderung die erhabene Pracht des Sternenhimmels angestaunt. Schon die einfachen, unwissenden Hirten auf dem Felde konnten inniges Mitleid haben mit ihren Tieren, die stumpfsinnig den Kopf nur immer zur Erde senkten, um ihrer Nahrung nachzugehen, während sie selbst sich so ergriffen und zu stiller Andacht erhoben fühlten, wenn sie sahen, wie nach Sonnenuntergang in dem matten Dämmerlicht unten auf der Erde nur noch dunkle Massen sie umgaben — und wie dann oben in der Luft die himmlischen Funken aufleuchteten und die ganze Nacht hindurch mit so unendlicher Freundlichkeit zu ihnen herunterblickten.

Aber es blieb nicht beim Anstaunen und Bewundern der freundlichen Himmelslichter, deren immer gleiches Kommen und Gehen von so Vielen beobachtet wurde.

In jenen ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes gab es bekanntlich noch keine Uhren nnd der Vetter vom Rhein, sowie andere Kalender waren auch nicht zu haben.

Bei den egyptischen Priestern war eine besondere Klasse derselben, die am Tag die Sonne und nachts die Sterne und den Mond beobachten mußte, um die Stunde angeben zu können. Auch die Einteilung des Jahres geschah nach dem Stand der Himmelslichter; diese waren daher

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die Uhren und Kalender der Alten. Beim Scheiden der Sonne, wie vor ihrem Aufgang stiegen ja täglich andere längst bekannte Bilder am Firmament empor. Bald erschien das Gestirn, welches die Zeit der Saat ankündigte, und dann wieder dasjenige, welches Regen, Sturm und rauhere Witterung brachte. Andere Gestirne verkündeten wieder die Zeit der Ernte, der Weinlese, der aufhörenden Schifffahrt — und so wurde alles, das ganze Leben mit allen seinen Gemütsregungen nach den Sternen bemessen und an ihr Erscheinen geknüpft.

Dem unermüdlich forschenden Menschengeist genügte es jedoch bald nicht mehr, genaue Kenntnis von dem Lauf der Gestirne zu haben, sondern er wollte die Gestirne selbst erforschen, er wollte wissen, ob die Millionen und Millionen Lichtlein vielleicht als Funken aus dem großen feurigen Sonnenrad herausgesprüht wären, oder ob vielleicht jenes Büblein Recht gehabt habe, welches einmal fragte, ob denn wohl die Engelein den Vollmond allemal wieder zusammenschneiden und Sterne daraus machen?

Da gab es denn im Lauf der Zeiten Männer, welche anfingen, den Himmel mit geschärften Gläsern zu betrachten, und was entdeckten sie? Daß die Sterne nicht kleine Lichtfunken sind, sondern daß jeder dieser Funken ein Weltkörper ist, an Größe, Reichtum und Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse unserer Erde nicht nachstehend, sondern sie vielfach noch übertreffend. Ja man kann sogar annehmen, daß alle diese Weltkörper von lebendigen Geschöpfen bewohnt sind, nur werden diese Wesen je nach der Beschaffenheit ihres Wohnortes anders gebaut und organisiert sein als wir Menschlein mit unserem Hochmut.

Wenn nur die Frau Oberhammerwerks-Vizedirektorin ein klein wenig darüber nachdenken könnte, sie würde gewiß in ihrem Kaffeekränzchen mit mehr Bescheidenheit auftreten! Denn niemand wird sich über andere erheben, wer nur einen schwachen Begriff hat von der Größe und Erhabenheit des gesamten Weltalls, sondern er wird in Demut das Haupt beugen und fragen: was bin ich, o Gott, daß du mein gedenkest? Und wenn wir beten: Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden — so sollen wir auch darüber nachdenken, was für einen Sinn unser lieber Heiland in diese Worte gelegt haben wird: Wie im Himmel alle diese Weltkörper nach Gottes weisem Gesetz ihre Bahnen ziehen, ohne daß Einer dem Andern störend in den Weg tritt, so sollen auch die Menschen auf Erden verträglich und friedevoll nebeneinander hergehen während der kurzen Zeit ihres Erdenlebens.

Nach diesem weiten Umweg ist es geraten, sich wieder einmal nach dem Helden dieser kleinen Erzählung umzusehen.

Als Joseph Fraunhofer bei dem Einsturz des Hauses Nr. 3 in der Thierecksgasse verschüttet und genau in der Stunde seiner Geburt unverletzt wieder aufgefunden wurde, da war die gute Frau Kreisler schon nicht mehr am Leben, sie würde sonst bei der Nachricht seiner wunderbaren Erhaltung nur um so erwartungsvoller gewesen sein, was wohl aus dem armen Hascherl noch werden würde.

Nachdem Fraunhofer, wie schon früher gesagt, 1814 Teilhaber an dem optischen Institut geworden war, dem er vorher nur als fleißiger und geschickter Arbeiter angehörte, wurde er 1807, also mit zwanzig Jahren, Mitglied an der Akademie der Wissenschaften zu München, gelangte zu hohen Ehren und wurde vom König in den Adelstand erhoben im Jahr 1824.

Sein unablässiges Nachsinnen, die Fernröhren noch feiner und vollkommener herzustellen, als es schon andern gelungen ist, die vor ihm gelebt haben, macht den Astronomen den Sternenhimmel zu einer bekannten Heimat, denn trotzdem, daß sie für die ungeheuern Größenverhältnisse und Entfernungen fast keine Zahlen haben, um sie nur auszusprechen, so versichern doch alle übereinstimmend, daß z. B. die Sonnenkugel 1,409,725 Mal größer ist als unsere Erde — und daß trotz der beinahe unausdenkbaren Entfernung der Sonne von der Erde das Sonnenlicht seinen Weg zu uns in acht Minuten achtzehn Sekunden zurücklegt.

Um einen ungefähren Begriff zu bekommen von dieser Entfernung, so muß man sich vorstellen, daß eine Lokomotive bei der schnellsten Bewegung in einer Stunde sieben Meilen zurücklegt. Wollte man nun auf einer solchen Lokomotive eine Reise von der Sonne auf die Erde machen, so würde man, ohne anzuhalten oder geschwind im „Sternen“ ein Schöpplein zu trinken, nicht weniger als dreihundert und fünfzig Jahre dazu brauchen, und da man Tag und Nacht fahren müßte, so könnte man sich vielleicht selbst aus der Entfernung davon überzeugen, ob die Sterngucker Recht haben, wenn sie behaupteten, die dunkeln Flecken in der vollen Mondscheibe seien eigentlich schöne Landschaften mit hohen Bergen und tiefen Thälern.

Die Menschen müssen sich aber mit der hohen Auszeichnung genügen lassen, daß sie vor allen

lebenden Geschöpfen gewürdigt sind, überhaupt denken zu dürfen über die Wunder der Schöpfung, die sie täglich umgeben, und wenn sie gelernt haben, diese Wunder denkend zu betrachten, dann erst gewinnt die Natur jene ewige Schönheit, jenen unvergänglichen Reiz, der sie für uns zur Quelle der reinsten Freuden macht, denen wir uns unbedingt zu jeder Zeit hingeben dürfen, ohne daß dadurch — im Gegensatz zu den sogenannten Weltfreuden — das innere Glück und der Seelenfriede gestört wird.

Und Joseph Fraunhofer, später von Fraunhofer, erhielt sich durch seine Freude an der Natur nicht nur sein inneres Glück, sondern er erwarb sich auch ein Erdenglück, wie es wohl niemand dem früher so armen, blassen Büblein vorhergesagt hätte. — Er starb hochgeehrt am 7. Juni 1826 in München.

Wie der Buchhandlungs-Gehilfe Heinrich Lehmann seinem Prinzipal das Geschäft in die Höhe bringt.

Am Sonntag-Abend war's. Auf seinem Zimmerchen saß einsam Heinrich Lehmann, Buchhandlungs-Gehilfe und militärfrei wegen einer fast unbemerkbaren Steifheit des linken Kniegelenkes. Er war in seiner Jugend von einem fremden Apfelbaume gefallen, und diesem Mißgeschick verdankte er seine ewige Civilstellung. Drei Jahre hatte er in einer kleinen Stadt Sortiment, Leihbibliothek und Journal-Lesezirkel erlernt und war darnach vier Jahre in einem gleichen Geschäft als Gehilfe angestellt gewesen. Vier Jahre ist eine lange Zeit und wenn viel darin sich ereignet, sogar eine inhaltreiche Zeit. Er trug deshalb Verlangen nach einem neuen Lebens-Abschnitte, suchte durch eine Annonce, mit besten Zeugnissen versehen, eine andere Stellung und fand dieselbe hier in Schnackstadt mit einem Jahresgehalt von 600 Mark. Eine Buchhandlung nur streute die Blätter und Blüten des Geistes, nebst den drei Tröstungsmitteln getrennter Liebe, „Feder, Tinte und Papier", über die Stadt und ihre Umgegend aus. Der Herr Prinzipal war nur gelernter Buchdrucker, da aber sein Verlagsobjekt, das „Schnackstädter Intelligenzblatt", in einer zu geringen Auflage erschien, hatte er die Buchhandlung käuflich an sich gebracht und hoffte nun, durch einen tüchtigen Gehilfen aus diesem Geschäfte den Zuschuß zum Fortbestehen seines geliebten Blättchens zu erlangen.

Immer emsiger durchlas er die langen Reihen der Namen.

„Sie müssen Bekanntschaften suchen, die uns etwas einbringen, hat der Prinzipal in ermunterndem Tone am heutigen Morgen zu Lehmann gesagt, als dieser das Ladenfenster geschlossen und sich zum Rückzug in sein Daheim anschickte, „nur solche können unser Geschäft hochbringen".

Vorläufig hatte der so Belehrte jetzt nur Bekanntschaft mit dem Schnackstädter Gerstensaft gemacht, der in einem mächtigen Kruge, gefüllt für zwanzig Pfennige, einladend vor ihm stand. Er empfand Langeweile, diese macht zwar durstig, benimmt aber den feinen Geschmack, deshalb trank Lehmann auch mehr, als er sonst wohl gethan haben würde. Seine Blicke bohrten sich in den einzigen Verlagsartikel seines Prinzipals in Buchform, das Schnackstädter Adreßbuch, dessen Studium jener ihm auf das allerdringlichste empfohlen hatte. „Sie müssen Bekanntschaften suchen", summte es vor seinen Ohren, und immer emsiger durchlas er die langen Reihen der Namen, die alphabetisch hier zusammengestellt waren. Darnach kamen die Straßen,

die einzelnen Berufsarten, die Behörden, Schulen und Vereine. Vereine! — Es gab also auch Vereine in Schnackstadt. Welche hoffnungsvolle Freude, welche Aussichten für einen stimmbegabten, mit gesellschaftlichen Talenten ausgestatteten jungen Mann ohne Anhang. 26 Vereine wurden genannt, leider bezeichneten die Namen nicht immer den Zweck derselben. Liedertafel Concordia, Theaterverein Thalia, Turnverein Vater Jahn ließen keinen Zweifel über den Grund ihres Bestehens aufkommen; was aber erstrebten die Vereine „Ahasverus", „Couchonia", „Lambertus" und „Flechselia"? Seinem Nachdenken darüber erschloß sich keine Bedeutung.

Es ist eine heikle Geschichte mit einem Aufnahmegesuch, philosophierte er; sicher wird doch über mich abgestimmt, purzele ich dabei in einem Vereine durch und es wird in der Stadt bekannt, nimmt mich kein einziger mehr auf. Wie beuge ich dieser entsetzlichen Möglichkeit vor? — Ach, ich hab's! — Kollektivangebot sagt der Buchhändler — ich melde mich bei allen Vereinen gleichzeitig zur Aufnahme, Alle werden mich doch nicht durchplumpsen lassen, dazu liegt ja gar kein Grund vor, Es sei, und um Zeitverlust zu vermeiden, gehe ich gleich ans Werk. Rasch nahm er die Schreibutensilien zur Hand, und in nicht allzu langer Frist war der Entwurf zu einem Aufnahme-Gesuch fertig. Aufatmend stärkte er sich durch einen kräftigen Schluck und zählte dann die vorhandenen Briefbogen und Couverts. Welch günstige Vorbedeutung! Er hatte eine genügende Zahl und ohne Säumen ging er ans Werk.

Die Schnackstädter Turmuhr sandte gerade zwölf Schläge gegen die Eiszacken der Dachrinnen, als der neugierige Mond auf dem Lehmannschen Tische die Adressen von sechsundzwanzig sauber geschriebenen Briefen las und dann schelmisch lächelnd seine leuchtenden Finger auf das Bett des traumseligen Vereinsaspiranten legte. — — — —

Am nächsten Morgen mußte Philipp — „Zeitungsphilipp", wie er von jedermann genannt wurde — die sämtlichen Briefe an ihre Bestimmung tragen, was diesem, der jede Treppenstufe in Schnackstadt kannte, ohne sonderliche Mühe gelang. Lehmann benutzte den heutigen Montag, an dem kein „Intelligenzblatt" erschien und sein Prinzipal in eine benachbarte Stadt gefahren war, die vorhandenen Bücher nach den Fächern zu ordnen, als ein Herr eintrat und nach dem Preise des zufällig daliegenden „neuen deutschen Liederbuches" fragte und dasselbe für eine Mark erstand. Dabei verwickelte er aber den ahnungslosen Verkäufer in ein Kreuz- und Querfragenfeuer über seine Verhältnisse und dergleichen und entfernte sich, wie es schien sehr befriedigt, nachdem er noch einen sondierenden Blick auf die Figur des Buchhändlers geworfen hatte. „Herr Richard Teichs", erläuterte Zeitungsphilipp, „Vorstand des Fisch- und Rudervereins Sauerbier".

„Es ist dieses ein prächtiges Buch", hauchte Lehmann.

Im Laufe des Vormittags kamen noch viele derartige Männer in den Laden. Die „neuen deutschen Liederbücher" und die beiden in mehreren Exemplaren vorhandenen Werke, die Lehmann recht zur Schau legte: „Universal-Briefsteller mit der neuen Orthographie des deutschen Reiches" und „Bädekers Reisehandbücher" verschiedener Jahrgänge, waren bereits verkauft, daneben noch andere bekannte und unbekannte Autoren.

Gegen die Mittagsstunde aber trat ein allerliebstes Schätzchen in das Geschäft, ein Mädchen

am Ende der Zehner, frisch und brünett wie eine fast reife Aprikose und freundlich wie ein schmeichelndes Wachtelhündchen.

„Eine Sammlung guter Gedichte möchte ich mir erbitten", flüsterte sie. Leider war eine solche nicht mehr vorhanden, nur „Rückerts Liebesfrühling" fand sich nach einigem Suchen vor. „Es ist dieses ein prächtiges Buch", hauchte Lehmann, die junge Dame begeistert ansehend, „nichts hat der Dichter darin unbesungen gelassen. Im Vorgefühl der allumfassenden Erfindung des Professors Jäger, die geheimnisvolle Kraft des Haarduftes betreffend, beginnt eines der reizenden Gedichte: „Wo ein Härchen deines Hauptes unterm Kämmen niederfiel". Nicht genug kann ich Ihnen dieses Werk für den billigen aber festen Preis von drei Mark empfehlen."

„Ich werde es behalten", erwiderte sie mit einem Blicke, einem Blicke, der Lehmann ganz außer Fassung brachte — „schreiben Sie es für meinen Papa, den Rentier Steinberg, nur gefälligst auf. Papa kommt heute abend so wie so zu Ihnen, Sie haben sich ja zur Aufnahme in die Vereine: „Ahasverus, Couchonia, Lambertus und Flechselia" gemeldet und mein Vater ist Vorstand von diesen vier Gesellschaften. Ihre Aufnahme ist zweifellos, denn", fügte sie mit einem schlauäugigen Lächeln hinzu, „die Erkundigungen haben bereits den günstigsten Bericht ergeben. Adieu, Herr . . . Lehmann."

„Empfehle mich Ihnen, Fräulein Steinberg, und bitte —"

Der Nachsatz wurde abgeschnitten durch den Eintritt eines Herrn, der, mit einem schnürenbesetzten Sammetrocke bekleidet, ein Werk über Musik verlangte. Lehmann konnte nur ein Kommersbuch vorlegen, das jener als „mitunter zu verwenden" auch erstand. „Sind Sie auch musikalisch, verehrter Herr?" fragte der Schnürröckige.

„Ein wenig; ich spiele leidlich Klavier, etwas besser das Violoncell. Mein seliger Vater liebte die Musik sehr und hielt mir von meinem achten Jahre ab stets einen Lehrer." Er wollte weiter reden, aber der Fragesteller lag wie von Krämpfen befallen in dem Großvaterstuhle des Ladens, so daß Lehmann besorgt ein Glas Wasser holte und nicht bemerkte, wie ein anderer Herr eintrat, aber beim Erblicken des Schnürrocks sich sofort hinter einem Bücherständer verbarg.

„Junger Mann!" rief jetzt aufspringend der wieder zu sich Gekommene, „seit drei Jahren ist Schnackstadt mausetod. Wir hatten ein Quartett — ein Quartett, ich sage Ihnen, zehn Meilen in der Runde strömte alles herbei, um uns zu hören. Da wurde unser Violoncellist, der alte Rektor, pensioniert, er zog fort von hier und in seine Stelle kam ein musikalisches Rinozeros, der die Töne nur vom Hörensagen kennt, eine Bratwurst nicht von einem Waldhorn unterscheiden kann, aber sich einbildet, ein Dirigent ersten Ranges zu sein. Aus war's mit unserem Quartett, mit all' den herrlichen Genüssen. O junger Freund, wie beleben Sie mein musiklechzendes Herz!"

„Singen Sie auch?"

„Ja."

„Welche Stimme?"

„Tenor, ersten Tenor."

Paff, da lag der Schnürrock wieder, aber wie von einer brennenden Cigarre berührt, schnellte er in die Höhe, als der Mann zornrot hinter dem Bücherständer hervortrat und rief: „Herr Lehmann, Sie haben sich in unseren Gesangverein, der Liedertafel „Concordia", zur Aufnahme gemeldet, wir machen Sie noch heute zu unserem Mitgliede."

„Was?" brüllte der Schnürröckige wieder, „Sie Stimmenräuber wollen mir dieses Talent abspenstig machen? Nehmen Sie sich in acht, ich war —"

„Zwölf Jahre Militärkapellist und — sechs Wochen Militär-Kapellmeister — ganze sechs Wochen, da hatte man genug an Ihren Kunstleistungen — ja, wir kennen dieselben, und vom Männergesang verstehen Sie erst recht nichts, keine Bohne, hören Sie, keine Bohne!" schrie sein Konkurrent und stürzte auf die Straße.

„Bohne?! das ist eine tötliche Beleidigung, ich werde mich zu rächen wissen! Herr Lehmann, ich sehe, ihr Mittagessen wird serviert; essen Sie, essen Sie, aber halten Sie zu uns. Leben Sie wohl, ich rufe noch heute unsern Vorstand zur Beratung zusammen, adieu!"

* * *

Dem geplagten Lehmann verblieb nur sehr wenig Zeit zum Mittagsmahl, immer wurde er gestört durch Personen, die betreffs der Mitgliedschaft ihres Vereins ihn zu sprechen suchten und fast immer mit dem Ankauf eines Buches begannen. Als mit dem Dunkelwerden der Prinzipal zurückkam, überstieg die heutige Tageskasse die des besten vierundzwanzigsten Dezembers um das dreifache. Der überglückliche Verleger des „Intelligenzblattes" ließ zur Feier dieses Ereignisses sämtliche beiden Lampen des Ladens anzünden und eilte freudeerglüht in die „Fröhliche Lerche", um beim Abendtrunk seinen Skatbrüdern

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

das ungeahnte Glück zu verkünden. Kaum war er fort, trat mit vier Rollen unter dem Arme ein älterer, frischrotwangiger Herr in den Laden, der sich als Direktor Steinberg vorstellte.

„Sie haben sich zur Aufnahme in die Vereine „Ahasverus, Couchonia, Lambertus und Flechselia“ gemeldet. Ihre Aufnahme ist durch diese vier Dokumente beweiskräftig festgestellt. Die Kosten der Eintrittsgelder und der erstvierteljährlichen Beiträge stellen sich auf insgesamt 36 Mark 7 Pfennig. Ich möchte nun zunächst einmal Ihren Stall sehen.“

„Meinen Stall?“ stotterte der halbbetäubte Lehmann.

„Allerdings. Als Mitglied der Couchonia, des Vereins zur Entschädigung trichinöser Schweine, müssen Sie doch einen Stall haben.“

„Freilich, freilich, aber es ist schon so dunkel und das viele Stroh bei Licht — —“

„Ganz recht, ich komme deshalb noch einmal vor. Vom „Lambertus“ sind hier die Statuten.“

Lehmann las: Verein für prunkloses Begräbnis.

„Der Name ist gut gewählt“, meinte Steinberg; „die Lambertusnuß kann wohl als schmucklosester Sarg angesehen werden, daher der Name. Hier die Stammrolle des „Ahasverus“, Wanderverein zur Aufsuchung von Hünengräbern und Bergung ihres historischen Inhalts. Jedes Mitglied muß sich die Werkzeuge zur Oeffnung der Gräber, als Spaten, Brech- und Stemmeisen, Axt, Hammer, Steinbohrer und einen umzuhängenden großen Sack, der Pulver, Dynamit und andere Lebensmittel für den Tag enthalten soll, selbst beschaffen und bei den jeweiligen Ausflügen bei sich tragen. Ich werde Ihnen mit Rat und Geld zur Seite stehen, dazu bin ich einem Mitgliede der „Flechselia“ gegenüber verpflichtet.“

„Ja, von diesem Vereine habe ich mir besonders viel versprochen“, lächelte Lehmann, dem die Sache anfing Spaß zu machen, „doch der Name „Flechselia“ —?“

„Vorzüglich gewählt. Flechsel war ein bayerischer Feldwebel, der nacheinander elf Frauen gehabt hatte und trotz mancher trüben Erfahrung dennoch die zwölfte nahm. Nach diesem Muster-Ehemann nannten wir unseren „Verein gegen die Nichtheiratswut“ auch „Flechselia“. Leider ist bislang noch kein männliches Mitglied außer mir aufgenommen, wohl aber eine große Zahl von Jungfrauen und Witwen, denn da jeder die Pflicht hat, durch seine baldmöglichste Verheiratung den eigentlichen Zweck des Vereins zu fördern, so treten die männlichen Aufnahmesuchenden alle vor ihrer Aufnahme in den heiligen Stand der Ehe. — Ich bin ein vermögender Mann, war Gutsbesitzer und wohne erst seit etwa sechs Monaten hier. Meine Frau ist vor Jahren gestorben, meine älteste Tochter ist verlobt und nur Agathe, mein jüngstes Kind, auch Mitglied der Flechselia, ist noch bei mir. Sie kennen sie ja schon. Sie deklamierte heute nachmittag aus dem von Ihnen gewählten Buche „Rückerts Liebesfrühling“ beständig den schönen Spruch:

Ein musikalisches Hoch dem Sänger mit solchen Gesinnungen.

Wo ich mit Dir weilen soll, ich bin bereit,
Und bereit, wo ich mit Dir soll wandern;
Mit Dir leben hier ist eine Seligkeit
Und der Tod ein Uebergang zur andern.

Gefällt Ihnen meine Tochter?“

„O ja, ganz ausnehmend, Herr Steinberg.“

„So, das freut mich; Sie gefallen ihr auch. Da dem so ist, wollen wir mit Ihrer ceremoniellen

Einführung in die Flechselia noch warten, bis die am Sonntag stattfindende Wanderung des Ahasverus vorüber ist; vielleicht ereignet es sich —"

Steinbergs Rede wurde hier von einem furchtbaren Tumult unterbrochen, der von der Straße her hörbar wurde. Er öffnete die Ladenthür und erforschte sofort die Ursache des Lärms. Beide Schnackstädter Gesangvereine hatten in einer Extra-Generalversammlung die Aufnahme des musikkundigen Tenoristen beschlossen und trafen zufällig vor der Buchhandlung zusammen, um, wie üblich, ihrem neu aufgenommenen Mitgliede ein Ständchen zu bringen. Keiner wollte dem andern weichen, und der sammetschnürröckige Dirigent fuchtelte bereits mit dem Taktstocke bedenklich nahe vor der Nase seines Konkurrenten herum. Steinberg erkannte sofort die Situation und rief dem entschlußlosen Lehmann zu: „Junger Mann, Ihr und mein Renommee ist verloren, das der Buchhandlung und des „Intelligenzblattes", wenn die Gesangvereine, die Träger der Harmonie, Ihretwegen eine Keilerei anfangen. Wollen Sie meiner Familie angehören für alle Zeit, so will ich die Sache ordnen."

„Ja, Schwiegerpapa, retten Sie mich, sich und unsere Firma!" rief außer sich Lehmann.

„Es sei!" rief Steinberg, trat vor die Thür und verkündete mit weithin hörbarer Stimme: „Meine Herren! Herr Heinrich Lehmann ist ein so großer Freund des Gesanges, daß er die Ehre, Ihren Vereinen anzugehören, über alles hoch schätzt. Er beabsichtigt deshalb, zur Förderung echter Harmonie der unwürdigen Disharmonie der sich eines hohen Ziels bewußten Gesangvereine Schnackstadts ein Ende zu machen, und da sie zwei ganz verschiedene Vereinslokale und Uebungsabende haben, beiden Vereinen gemeinschaftlich seine musikalische Kraft zu widmen. Mich, als seinen zukünftigen Schwiegervater, hat er gebeten, Ihnen, meine Herren, diesen Entschluß mitzuteilen."

„Ein musikalisches Hoch dem Sänger mit solchen Gesinnungen in G-Dur" brüllte der Schnürröckige, intonierte, und allen Hader vergessend, fielen beide Gesangvereine kräftig mit ein.

„Was?" rief erstaunt der jetzt in den Laden tretende Verleger des Intelligenzblattes, „Sie der Schwiegersohn des reichen Herrn Steinberg? Dann sind sie nicht mehr mein Commis, nein, mein Kompagnon!" Und den durch Steinberg Hand in Hand eingeführten beiden Vereins-Dirigenten stellte er Lehmann als den nunmehrigen Mitinhaber der Firma vor.

„Hat der aber ein Schwein, couchon, wie der Franzose sagt!" rief, von dem Geschehenen überrascht, der Zeitungsphilipp.

„Natürlich", herrschte Steinberg ihn an, „dafür ist er auch Mitglied der Couchonia."

Auch eine Freude.

Da habe ich heute die Mastvieh-Ausstellung besucht; nein, habe ich da eine Freude gehabt bei den Simmenthalern. So oft ich vorüber ging, war die Freude unter den Zuschauern eine unbeschreiblich große, da sie nicht wußten, ob sie mich oder die Simmenthaler mehr bewundern sollten. Schauen Sie mich nur an, ich freue mich immer noch.

Bilder-Rätsel.

1.

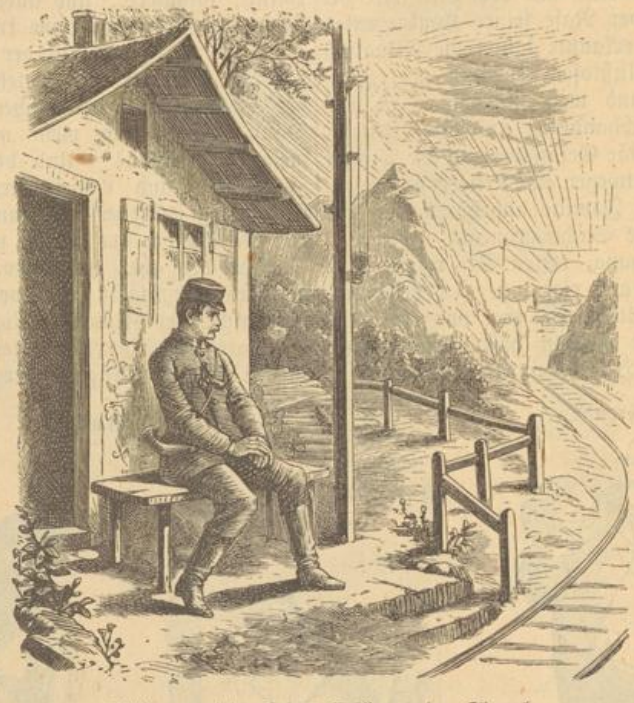
2.

(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

Komische Adressen: An den Sohn der goldenen Adlerwirtin in N. — An den dürren Obsthändler N. N. zu Mainz. — Monsieur Kaltwasser Heilanstalt in L. — An die dicke Madam die 397 Pfund wiegd läßt sich vor Geld sehen in Frankfurt a. M.

Eine Eisenbahn-Geschichte.

Mitten auf freier Strecke liegt das Bahnwartshaus Nr. 34. Bis zu den beiden nächsten Stationen bahnabwärts und bahnaufwärts ist eine halbe Stunde Weges, ebensoweit ist es nach dem nächsten Dorfe. Es ist recht einsam gelegen, dieses Bahnwärterhaus, und doch ist es für den Betrieb von außerordentlicher Wichtigkeit. Es liegt an der Weiche, an welcher sich die Nebenstrecke von der Hauptbahn abzweigt, es liegt außerdem in einer Kurve und an einem Gefälle, wie es nur eine Gebirgsbahn aufzuweisen hat. Von der Station oberhalb fährt der Zug eine weite Strecke lang zwischen senkrecht ansteigenden Felsenwänden, zwischen denen der Raum für das Bahngeleise erst herausgesprengt werden mußte; dann windet er sich, den malerischen Krümmungen der Bahnlinie folgend, in das Thal hinab, um hinter dem Wärterhaus Nr. 34, je nachdem er auf die Haupt- oder Nebenstrecke übergegangen ist, wieder auf die Horizontale zu gelangen.



Müller wartet auf das Erklingen der Signale.

Wegen all dieser Umstände ist der Posten dieses Bahnwarts ein sehr wichtiger und verantwortlicher. Ein Versehen in der Signal- oder Weichenstellung würde unsagbares Unglück herbeiführen, insbesondere für die Kurierzüge, die des Tages mehrmals mit solcher Wucht und Geschwindigkeit vorüberrasen, daß das kleine Wärterhäuschen in seinen Grundfesten bebt. Selbstverständlich ist an diesem wichtigen Punkte ein im höchsten Grade zuverlässiger Mann postiert, welcher außer seinem Diensteid noch einen Spezialeid auf seinen besonderen Posten geleistet hat, dahingehend, seine Stelle an der Weiche, bevor er reglementsmäßig abgelöst wird, unter keinen Umständen zu verlassen. Bei dem jetzigen Inhaber der Stelle, dem Weichenwärter Müller, wäre allerdings ein solcher Spezialeid gar nicht nötig gewesen. Dieser sonnengebräunte, kräftige Mann, in der Mitte der dreißiger Jahre, ist ein Muster von Zuverlässigkeit, das beweist das eiserne Kreuz auf seiner Brust, das beweisen die beiden goldenen Achsellitzen auf seinem Uniformrock, von denen jede einzelne die Auszeichnung für eine fünfjährige, absolut tadelfreie Dienstzeit bei der Bahn ist.

Still und zufrieden lebt Müller hier in dem kleinen Häuschen mit Weib und Kind. Zwar die Frau ist schwach und kränklich, aber der Gatte ist so liebevoll gegen sie, nimmt ihr selbst, wenn er irgend kann, die schwersten Hausarbeiten ab, daß sie sich mit Aufgebot aller Kräfte aufrecht und im Schaffen erhält, ja immer noch lächelt, wenn des Mannes treue braune Augen besorgt forschend auf ihrem bleichen Gesichte ruhen. „Es wird schon besser werden!“ Damit tröstet sie den Gatten und sich selbst. Der kleine vierjährige Karl, der allein den Eltern blieb, nachdem drei seiner Geschwister im zartesten Kindesalter gestorben, blüht dafür wie eine Rose. Sein Tummelplatz ist der kleine Garten hinter dem Bahnwärterhäuschen, in welchem im Sommer die mächtigen Sonnenblumen blühen. Karlchen verspricht einmal ein tüchtiger „Eisenbahner“ zu werden. So klein er ist, kennt er doch schon die Signale, weiß ungefähr die Zeit, wann die Züge durchpassieren

und erweist jedem derselben sein Honneur, indem er sich hinter seinen Vater stellt und die kleine Hand ernsthaft an seinen Blondkopf legt. Er hält das für eine so wichtige Aufgabe und Verpflichtung, daß er sie um keinen Preis versäumen möchte.

Ein herrlicher klarer Frühlingstag ist vorüber. Warm und blütenweckend hat die Sonne am wolkenlosen Himmel den ganzen Tag geschienen, jetzt geht sie hinter den Bergen im goldigen Abendrot zur Neige. Auf der Bank neben der Thür sitzt Müller und wartet auf das Erklingen der elektrischen Signale, die den Abgang des fahrplanmäßigen Schnellzugs von der Station unterhalb verkünden sollen. Plötzlich erschreckt ihn ein lauter Angstschrei aus dem Garten. Er eilt bestürzt dorthin und das Herz krampft sich ihm zusammen. Da liegt mit gebrochenen Augen in tiefer Ohnmacht die kranke Frau und das Kind versucht sie mit Schreien und Küssen wieder zum Leben zu bringen. Müller hebt die Ohnmächtige auf, bringt sie nach dem kleinen Stübchen und macht nach seinem Verständnis mit kaltem Wasser Wiederbelebungsversuche: endlich schlägt die Ohnmächtige die Augen auf,

„Marie! Mein liebes Weib!“ ruft Müller, die noch halb Bewußtlose küssend.

Die Kranke kommt mehr und mehr zu sich, sie versucht zu lächeln, aber dieses Lächeln erstirbt auf dem Gesichte, das sich mehr und mehr mit totenfahler Blässe überzieht.

Mit der kraftlosen Rechten umschlingt sie den Knaben, die Linke legt sich um des Mannes Hals und flüstert ihm zu: „Fritz, es geht zu Ende! Ich sterbe! Ich habe es schon seit Wochen gefühlt!“

Schluchzend beugt sich der Mann über die Flüsternde und drückt ihren Kopf an seine Brust.

Die elektrischen Läutesignale, von draußen her klingend, schrecken ihn auf. Mit einem schmerzlichen Stöhnen reißt er sich von dem Krankenbette los, um draußen seiner Pflicht zu genügen. Wie im Traume stellt er das optische Signal, revidiert er die Weichenstellung und bleibt dann, den Weichenhebel in der Hand, voll bangen Harrens auf seinem Posten stehen. Nur wenige Minuten hat er zu warten, aber welche Pein, welches Bangen liegt in diesem Harren! Der Schnellzug braust vorüber! . . . Müller eilt zu seiner Frau, die wiederum in tiefe Ohnmacht gefallen ist.

Nur an den schweren ruckweisen Atemzügen merkt man, daß noch Leben in der Kranken ist.

Der unglückliche Mann verzweifelt fast! Muß er ohne jeden Rettungsversuch sein geliebtes Weib hinsterben lassen? Und doch, was kann er thun? Aerztliche Hilfe herbeischaffen! Aber er darf von seinem Posten nicht fort, wie soll er irgend jemand herbeirufen? So weit eine Menschenstimme reicht, befindet sich kein bewohntes Haus.

Er vergräbt das Gesicht in den Händen und die Thränen der Verzweiflung und Hilflosigkeit rinnen ihm durch die Finger . . . Da schmiegt sich leise klagend etwas an seine Kniee — der kleine Karl.

Müller drückt das Kind an sein Herz und plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Er reißt ein Stückchen Papier aus der Brieftasche und schreibt auf dasselbe mit zitternder Hand: „Wärterhaus 34. Meine Frau stirbt! Hilfe! Ein Arzt!“ Dann führt er den Knaben hinaus, trocknet ihm die Thränen ab und erklärt ihm: „Karlchen! Deine Mutter ist sehr krank! Du kannst sie vielleicht retten! Lauf mit dem Zettel nach der Station oberhalb und gib ihn dem ersten Menschen, der dir im Bahnhof begegnet! Bleib aber auf der linken Seite des Geleises, denn hier kommt jetzt kein Zug! Gehe ja nicht nach der rechten Seite hinüber! Hörst du, mein lieber Karl! Und nun lauf! Vielleicht rettest du deine Mutter! Gott sei mit dir!“

Er küßt den Knaben und drückt ihn noch einmal mit schmerzlicher Zärtlichkeit an sein Herz!

Karl faßt mit seiner kleinen Rechten den Zettel und läuft so rasch ihn seine Beinchen tragen wollen. Müller sieht ihm noch einen Augenblick nach, dann eilt er zurück an das Krankenbett der Frau.

Nach langem Bemühen seinerseits schlägt sie wieder die Augen auf, aber sie scheint ihren Mann nicht zu erkennen. Neue Qual! Mit dem heißesten Gebete erfleht der schmerzgepeinigte Mann Hilfe — Beistand. Ach! Wenn es doch dem Kinde gelänge, einen Arzt herbeizuschaffen . .

Müller befällt plötzlich eine ganz seltsame Angst wegen des Kindes! Wenn diesem unterwegs ein Unfall zustieße? Aber was soll ihm geschehen! Jetzt ist der flinke Knabe schon über die Hälfte des Weges, jetzt ist er ungefähr in der Felsschlucht und da ist er am sichersten, denn er kann vom Wege nicht mehr abweichen! Gott, o Gott, leite die Schritte des unschuldigen Kindes, daß es glücklich seinen Weg vollende und Hilfe bringe für die sterbende Mutter . . . Elektrische Glockensignale von draußen ertönen plötzlich, so seltsam feierlich und laut . . . .

Müller fährt auf. „Was ist das?“

Das Zeichen für einen Extrazug . . . Die Glockensignale ertönen wiederum. Sie melden

einen Extrazug von der Station oberhalb . . . Der pflichtgetreue Beamte wirft noch einen Blick auf die bewußtlose Frau und eilt hinaus, um seine Pflichten zu erfüllen. Er muß sich gewaltsam besinnen, was er thut, als er das optische Signal stellt, denn er ist wie im Traum: Sorge und Herzeleid halten seine Gedanken wie mit einem Nebel umfangen.

Er muß sich besinnen! Auf welchem Geleise kommt doch der Zug? Auf dem da . . . auf dem linken . . . um Gottes Barmherzigkeit willen! Das ist das Geleis, an welchem das Kind nach dem Befehl des Vaters geht. Das Kind, das jetzt zwischen den langen hohen Felsenmauern ist, dort muß es dem Extrazuge begegnen, dort wo kaum ein Ausweichen für den erfahrenen Mann möglich ist . . . Das Kind! das Kind.

Der vor Angst halb wahnsinnige Mann umklammert wie zusammenbrechend die eiserne Laternenstange der Weiche. In seinem Hirn dröhnt es und seine Brust krampft sich zusammen, er fühlt, wie sein Herz zermalmt wird, sagt sich, daß sein Kind verloren sei in wenigen Augenblicken! Er spannt alle seine Kräfte an, um einen Hilfeschrei auszustoßen, aber nur ein dumpfes Stöhnen entringt sich seiner Brust! Ach! Und wenn er schrie, mit Donnerstimme um Hilfe riefe, was würde es nützen? Wer hört ihn? Wer kann helfen? Von oberhalb, vom Berge her, dringt schon ein dumpfes, rollendes Dröhnen, es ist der nahende Zug, der das Echo der Felsenwände weckt. Jetzt muß er an der Stelle sein, wo das Kind sich befindet, wahrscheinlich ratlos vor den blendenden Lichtern der Lokomotive, betäubt von dem Rasseln und Klirren des daherstürmenden Zuges, das zwischen den Felsenwänden zehnfach wiederhallt . . .

Wie im Wahnsinn streckt Müller die Hände vor, als könne er das Kind zurückreißen vor dem eisernen Ungetüm, das soeben über den Leib des Knaben dahinrollen will, er taumelt zwei, drei Schritte nach vorwärts. Von den Felsenwänden her dringt bis zu ihm gedämpft das Notsignal der Lokomotive, kurze, rasch aufeinander folgende Pfiffe!

Zu spät!

Eine Ohnmacht umfängt die Sinne des Zusammenbrechenden.

— — — — — — — — —

Der kleine Karl war inzwischen unablässig vorwärts gelaufen. Die Worte des weinenden Vaters zitterten ihm in Ohr und Herzen nach und trieben ihn immer wieder zu erneuertem Laufe an. Aber die schwachen Kräfte begannen allmählich zu erlahmen. Die kleine Brust arbeitete keuchend, oft taumelte er wie trunken vom schmalen Wege. Dennoch raffte er sich immer wieder zusammen.

Ein Kind auf den Schienen.

„Mutter stirbt.“ Diese furchtbaren Worte klangen unablässig in des Kindes Ohren. Es hörte sie wenigstens heraus aus dem Glockengetön, das es umgab, das fürchterliche Tönen, das freilich nur in seiner Einbildung bestand und durch den außerordentlich beschleunigten Blutumlauf hervorgerufen wurde. „Mutter stirbt! Weiter, immer weiter!“

Jetzt näherte Karl sich dem Engpaß der Bahn durch die himmelhohen, eng zusammengerückten Felsenwände. Zwischen diesen herrschte bereits dichte Finsternis, aber der kleine, mutige Knabe fürchtete sich nicht. Hilfe für die Mutter und Trost für den Vater — das schützte gegen alle Furcht.

Die Sonne hatte mit voller Kraft den Tag über in jene Schlucht hineingeschienen, jetzt hauchten

die Felsenwände starke Wärme aus und die Luft zwischen ihnen war so schwül und ermattend, daß die Schritte des kleinen Karl immer langsamer und kürzer wurden.

Seine körperliche Energie erlahmte. Er fühlte ein Brennen im Kopf, das beständig zunahm, er stieß in der Finsternis mit den kleinen Füßen gegen die überstehenden Enden der Holzschwellen, noch ein plötzliches, unerwartetes Stolpern und der kleine Körper fällt schwer zu Boden. Der Kopf schlägt auf den Rand der Gußstahlschiene, betäubt bleibt der Knabe liegen — in seiner Rechten den Zettel noch immer festhaltend, wie einen Talisman, aber ohne Körperkräfte, ohne Willensenergie. Das Kindergemüt tritt in sein Recht und lautes Schluchzen kennzeichnet die Hilflosigkeit des Kleinen, der auch für seine Umgebung alles Interesse verloren hat und sich kraftlos auf die Schiene niedergesetzt hat, auf die er eben so schmerzhaft stürzte. Er hört ein Vibrieren der Luft, ein Klingen der Schienen, ein nahendes Rasseln und Dröhnen, er fühlt den Erdboden beben und sieht die Lichter des nahenden Zuges, aber wie gelähmt bleibt er sitzen. Mit seiner Kraft ist es am Ende.

Nehmen Sie meine Hand, Sie Braver!

— — — — — — — — —

Der Fürst des Landes fährt zur Truppen-Besichtigung. Auf den Bahnlinien und in den Garnisonstädten, die er passieren muß, ist alles in voller Aufregung, schon seit Wochen sind alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Um so unangenehmer ist es daher, daß plötzlich sämtliche Dispositionen geändert werden müssen, weil auf einer Bahnstrecke, die der Fürst passieren soll, infolge eines Wolkenbruches eine Brücke schadhaft geworden ist. Die Störung ist aber zu überwinden, indem der Fürst einen kleinen Umweg über eine seitliche Bahnlinie macht.

Der plötzlich eingelegte Extrazug bringt den Herrscher des Landes über die Strecke der Gebirgsbahn, an welcher unsere kleine Geschichte spielt. Auf der Lokomotive, deren Laternen weit hinaus in das dämmerige Dunkel strahlen, steht der beste und zuverlässigste Lokomotivführer der Strecke. Ein zweiter jüngerer Lokomotivführer fungiert ausnahmsweise als Heizer und vorschriftsmäßig befindet sich der Maschinenmeister der ganzen Bahnstrecke zur Oberaufsicht auf der Maschine.

Dröhnend rast die Schnellzuglokomotive durch die Dunkelheit mit dem nur aus wenigen Wagen bestehenden Zuge dahin. Die drei Beamten strengen alle Sinne an, um Wasserstandglas, Regulator, Steuerung, Ventile auf der Maschine und außerhalb die optischen Signale und Eigentümlichkeiten der Strecke zu beobachten. Soeben wirft der Heizer in die rote Glut unter dem Kessel neue Steinkohlen. Der aus der geöffneten Feuerung dringende Schein übergießt die drei Männer mit blutrotem Licht.

Da stößt der Lokomotivführer plötzlich einen wilden Schrei aus und deutet durch das runde, geöffnete Beobachtungsfenster nach vorn in die Finsternis. Er springt an das Ventil, durch welches die Lokomotive zum Ertönen gebracht wird. Gellende, kurze Pfiffe läßt er sie ausstoßen.

Der Maschinenmeister hat auf einen Augenblick nach vorn geblickt und schreit jetzt ebenfalls auf, denn in den Lichtkegeln der Lokomotivlaternen hat er ein Kind auf den Schienen sitzen gesehen. Er wirft den „Regulator“ herum und sperrt dadurch den Dampf ab. Der Heizer hat die Tenderbremse zugeschraubt und auf das Not-

signal der Lokomotivpfeife hin ziehen sämtliche Wagenschaffner mit aller Leibeskraft die Bremsen an, daß die Funken von den Bremsklötzen stieben.

Aber was will diese Kraftanstrengung gegenüber den Millionen Zentnern lebender Kraft sagen, welche der Eisenbahnzug entwickelt, indem er auf dem Gefäll wie auf einer schiefen Ebene hinabgleitet? Die Räder sind zwar durch die Bremsen festgehalten und drehen sich kaum, aber trotzdem schieben sie sich, dem furchtbaren Druck des physikalischen Trägheitsmoments folgend, auf den Schienen weiter, in drei, vier Sekunden werden sie über das Kind weggerollt sein.

„Contredampf!“ schreit der Maschinenmeister so gellend, daß es das betäubende Dröhnen und Kreischen der Wagenbremsen übertönt.

Der Lokomotivführer dreht mit rasender Hast die vertikale Steuerungsschraube zu, wirft den Hebel herum und schraubt wieder zurück.

„Regulator auf!“

„Tenderbremse los!“

Mit voller Macht, zischend und pfeifend, dringt der Dampf in die Cylinder, die Kolben- und Pleuelstangen müssen seinem unwiderstehlichen Drucke folgen, wenn sie auch zu brechen drohen. Die Räder der Lokomotive drehen sich noch nicht rückwärts, sondern vorläufig auf der Stelle, aber die Maschine leistet dem Vorwärtsschieben der angehängten Wagen Widerstand. Schreckensschreie ertönen aus den Wagen, in denen alles von den Sitzen gestoßen wird, an welchen alles Eisen, durcheinandergeschüttelt, rasselt und klappert.

Die drei Männer auf der Lokomotive, welche die Geistesgegenwart nicht einen Augenblick verloren haben, müssen sich mit aller Energie festhalten, denn die Maschine bäumt sich fast wie ein edler Renner, sie hebt sich zollhoch aus den Schienen, sie rutscht noch einige Meter vorwärts, aber der Zug steht, steht unmittelbar vor dem schwachen, halb ohnmächtigen Kinde. Die Wagenthüren fliegen auf, wirres Geschrei und Durcheinanderlaufen. „Was ist geschehen?“ „Ein Attentat?“ „Ein Eisenbahnunglück?“

Der Fürst hat den Wagen verlassen und geht dem Maschinenmeister entgegen, der das Kind auf dem Arm getragen bringt und die Veranlassung des Zughaltens meldet.

Der Fürst nimmt den Zettel aus den Händen des Kindes, welches seinen Kopf an die Schulter des Beamten gelegt hat und vor Erschöpfung eingeschlafen ist.

„Halten Sie bei Wärterhaus Nr. 34. Geben Sie das Kind meinem Kammerdiener. Lieber Doktor, bemühen Sie sich nicht um die kleine Hautabschürfung, die ich mir beim Herunterfallen vom Fauteuil soeben zuzog. Bringen Sie lieber Ihre Reiseapotheke in Ordnung, Sie werden sie sofort brauchen. Vorwärts!“

Der Fürst schwingt sich auf das Trittbrett und in den Wagen.

Der Doppelpfiff der Lokomotive befiehlt: „Bremsen los“ und der Zug jagt hinaus in die Nacht.

— — — — — — — — —

Mit einem tiefen Seufzer erwacht Müller unter hilfsbereiten Händen. Er richtet sich jäh auf und sieht mit einem einzigen Blick sein Häuschen, den vor demselben haltenden Extrazug, Uniformen und Livreen und sein Kind, nach welchem er zitternd seine Hände ausstreckt.

„Es schläft!“ sagt ihm zur Erklärung der Diener.

Glück und seliges Dankgefühl überwältigen den treuen Mann fast. Thränen füllen seine Augen.

Der Leibarzt kommt aus dem Wärterhäuschen und meldet dem Fürsten: „Die Frau leidet an hochgradiger Blutarmut und ist infolge von Schwäche von einer schweren Ohnmacht befallen worden. Bei sorgsamer Pflege kann sie genesen.“

„Bringen Sie sie in einem der Begleitwagen unter, so gut es geht. Auf der nächsten Station wollen wir sie in dauernde ärztliche Pflege geben! Und nun, Mann, erzählt, was vorgefallen ist!“ wendet sich der Fürst an Müller.

Unter tiefer Seelenerschütterung erstattet der Arme seinen Bericht. Kaum vermag er zusammenhängend zu sprechen.

„Braver Mann! Sie haben Ihren Posten nicht verlassen wollen, trotzdem alles für Sie auf dem Spiele stand. Danken wir Gott, daß er alles glücklich gefügt. Nehmen Sie meine Hand, Sie Braver! Ich werde Sie nicht vergessen! Sie sollen auch so bald als möglich abgelöst werden!“

Der Fürst schüttelte die Hand Müllers und bestieg sinnend seinen Salonwagen.

Dachte er wohl daran, daß es auch ein Heldentum giebt, das nicht nur im Kannonendonner erworben wird?!

Pferdekraft

bezeichnet in der Industrie eine Kraft, welche imstande ist, in einer Sekunde ein Gewicht von 160 Pfund drei Fuß hoch zu heben. Die Pferdekraft stellt demnach, der am meisten angenommenen Schätzung gemäß, die Arbeitskraft dreier Zugpferde dar; das Zugpferd vertritt die mittlere Kraft von sieben Arbeitern: daher gleicht die Pferdekraft in ihrer Wirklichkeit den Leistungen von 21 kräftigen Arbeitern.

Wie der Musketier Schwitzgäbele den Dienst haben möchte.

Um 9 Uhr morgens
bringt die Frau Feldwebel den Kaffee mit Zubehör ans Bett.

Bei der Morgentoilette
helfen der Korporalschaftsführer und ein Einjährig-Freiwilliger.

Exerzieren mit längeren Kunstpausen.
Von Zeit zu Zeit kommandiert der Feldwebel: „Stärkt Euch!"

Auf Wache.
Bei interessanter Zeitungslektüre und gutem Bier.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Fahrt 'em noch, Ihr kriegt 'en klaine Dahler!"

Der alte Afrom (Abraham) war ein gemütlicher Patron und vertrug auch eine harmlose Neckerei ganz wohl; ja, passierte ihm selbst einmal ein Streich, was freilich selten vorkam, denn er war ein „Geriebener", so war er meist der erste, der darüber lachte, und er erzählte dann die Sache auf höchst drollige Weise, so auch folgendes Histörchen:

Unser Mann wohnte in einem rheinischen Dorfe, etwa zwei Stunden von Mainz entfernt, jedoch auf dem rechtsseitigen Ufer. Er hatte in der genannten Stadt häufig Handelsgeschäfte, da er aber sehr ökonomisch war, so machte er den Weg hin und zurück stets zu Fuß. Bei solchen Gelegenheiten mußte er ein Amtsstädtchen passieren, das ziemlich mittewegs lag und mit dessen Amtmann er häufig zu thun hatte, weswegen er sich dem Gestrengen gerne gefällig zeigte, z. B. durch Besorgungen in der Stadt. So fragte er denn auch eines Tages bei dem Herrn Amtmann an, ob er demselben vielleicht etwas bestellen könne in Mainz? „Ei, das kommt mir heute ganz vortrefflich gelegen", entgegnete dieser erfreut, „wir bekommen morgen Besuch und meine Frau war schon besorgt, wie sie wohl einen schönen Fisch, etwa einen Karpfen, bekommen könne. Ihr würdet mir daher einen rechten Gefallen thun, Afrom, wenn Ihr mir einen solchen mitbringen wolltet; aber, merkt es Euch, ja recht frische Ware!" „Soll bestens besorgt werden, Herr Amtmann", versicherte Afrom zuversichtlich und trabte weiter.

Um nun seinen Auftrag recht pünktlich auszuführen, nämlich die Ware recht frisch mitbringen zu können, ging Afrom erst kurz, bevor er die Stadt wieder verließ, zu einer ihm bekannten Fischverkäuferin und wählte einen prächtigen, noch lebenden Karpfen. Die Fischfrau gab ihm den Rat, den Fisch während der Ueberfahrt über den Rheinstrom von Zeit zu Zeit ins Wasser zu halten, damit das Tier frisch bleibe. Afrom nahm sich also vor, diesen ihm einleuchtenden Rat gewissenhaft zu befolgen und freute sich schon der Lobsprüche, die ihm der stattliche Bursche bei dem Herrn Amtmann einbringen dürfte. Der Karpfen aber mochte wohl weniger Sehnsucht nach der Küche des Gestrengen haben, denn kaum fühlte er sich in seinem heimischen Element, als ihm die bereits etwas erschlafften Lebensgeister wieder in ihrer vollen Kraft zurückkehrten und — husch! war er auf und davon, zum nicht geringen Schrecken des armen Afrom, der, ganz verblüfft über den schlimmen Streich, den ihm der Ausreißer spielte, in seiner Herzensangst den Fährleuten aus Leibeskräften zurief: „Fahrt 'em noch, fahrt 'em noch, Ihr kriegt 'en klaine Dahler!" —

Sobald sich nun in der Folge der gute Afrom im Amtsstädtchen sehen ließ, neckten ihn die Leute: „Afrom, Afrom, fahrt 'em noch, Ihr kriegt 'en klaine Dahler!"

Ja, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; am besten ist es dann, man ärgert sich nicht darüber, sondern lacht mit den Neckenden, wie dies der alte Afrom auch that. E. M.

Sehr traurig.

Freundin, die um den Gatten Trauernde tröstend: O Adelaide, glaube mir, ich weiß aus Erfahrung, wie schrecklich es ist, wenn man einen geliebten Mann verliert und Schwarz einem so gar nicht steht.

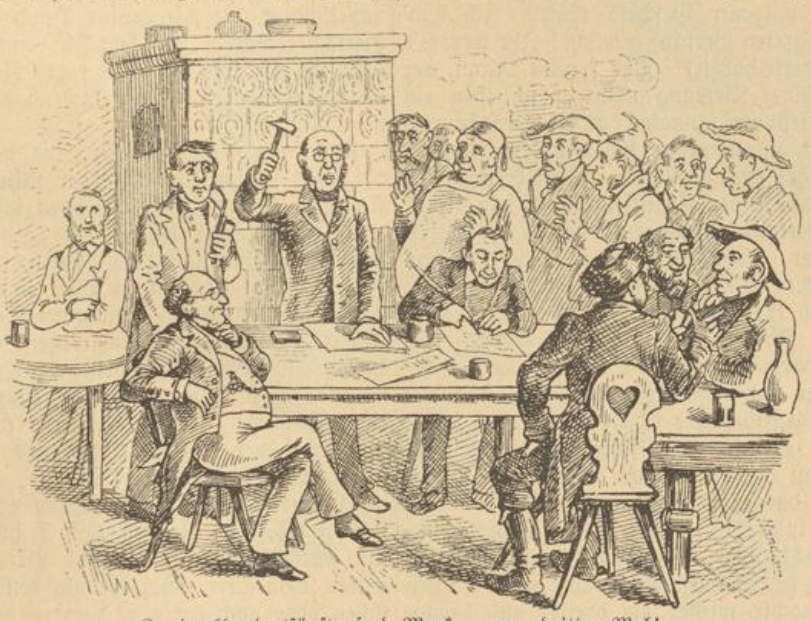
Rätsel.

Du hast's in Deinem Aug', auch sah
Ich's manchem schwachen Auge nah,
Bevor es Nahrung Dir gewesen
Hat es Dein Aug' und Deine Hand gelesen.

(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

Die tote Hand.

Zweihundertfünftausend Mark zum ersten, dasselbe zum andern, und — — — Zweimalhundertfünftausend Mark — zum dritten Mal! Zugeschlagen! Um diesen Preis ging das schöne Hofgut des Sonnenbauers Franz Josef Reichenbach in öffentlicher Versteigerung an die „Große Güter-Kompagnie“ über. Welch ein Jubel war an diesem Tag im Wirtshaus zum Rebstock in Laitschenbach. So ein groß Stück Geld, Sonnenbauer, das bringt Ihr ja gar nicht unter! riefen die Nachbarn dem Bauern zu, der mit breitem behaglichem Gesicht dem Gange der Versteigerung zugesehen und zugehört. Als der Notar die Akten geschlossen hatte, trat ein kleiner und freundlich blickender Herr mit goldner Brille auf den Sonnenbauer zu und sagte: Reichenbach, zu Ostern treten wir das Gut an! Setzt es noch recht in Stand! Das Geld liegt für Euch bereit. Damit verabschiedete er sich.



Zweimalhundertfünftausend Mark — zum dritten Mal!

Nun waren die Bauern unter sich bis auf einen, der seither in der Ofenecke gesessen, einen fremden Mann, der die Leute und ihr Treiben beobachtete, aufmerksam auf jedes Wort hörte, aber nur von Zeit zu Zeit einen Schluck Wein trank und gar nichts sprach. Dann war auch der Jude Elias Nickelfang da, aber den sahen die Bauern für ihresgleichen an, hänselten ihn und schenkten ihm Wein ein, den er aber meist unberührt stehen ließ. Der Sonnenbauer wichste Wein. Wer da war, durfte trinken, denn so ein Tag war im Thal noch nicht erlebt worden. Der Jockelhofer, der ein Rechenmeister war, hatte die Kreide in der Hand und rechnete damit auf dem Tisch. Er schrieb, löschte, schrieb wieder und löschte wieder, dann aber rief er triumphierend aus: „So jetzt hab' ich's haus! Sonnenbauer, wenn Ihr in der Stadt, wo Ihr jetzt hinzieht, Euer Geld zu 5 Prozent Zinsen anlegt, so bekommt Ihr jährlich 10,250 Mark, zu 4½ Prozent angelegt bekommt Ihr 9225 Mark, und so nimmt's Euch Jeder ab!“ „Das ist ein Heidengeld!“ schrieen viele durcheinander. „Da könnt Ihr leben wie der Graf von Luxenburg“, hieß es wieder. „Und Ihr braucht keinen Streich zu schaffen, könnt immer spazieren gehn!“ rief der dazu und der andere, der dem Sonnenbauer noch mehr zu Gefallen sein wollte, schlug mit der Hand auf den Tisch und schrie: „Was Spazierengehen! Eine Chaise müßt Ihr Euch halten, Sonnenbauer, und Rosse mit gestutzten Schwänzen, und silberplattiertes Geschirr muß her, und ein Kutscher dazu, und der Kutscher muß eine Kokard' am Hut tragen. So hab' ich's in Karlsruh gesehn und so könnt Ihr's auch machen, Sonnenbauer!“

„Nickelfang, was meinst Du dazu!“ sagte der Sonnenbauer mit vergnüglichem Angesicht und trank demselben zu. „Na“, sagte Nickelfang, „ich hab' einen Bekannten in der Stadt, der is a großer Bankier, hat viel, viel Geld. Dem sein Großvater und mein Großvater haben miteinander noch Vieh getrieben, mit Kühen und Geißerchen gehandelt. Zu dem führ' ich Dich,

Sonnenbauer. Der hat Papier'cher, die tragen 6 Prozent Zinsen!"

Das Gesicht des Franzsepp wurde immer breiter. Und der Jockelhofer nahm die Kreide wieder zur Hand, rechnete frisch drauf los, schlug mit der Kreide eifrig das Tischblatt und nach einer Viertelstunde sagte er gewichtig: Franzsepp, es macht jetzt 12,300 Mark. Der Wirt mußte jetzt den fünfzehnten Krug herbeiholen. Das war ein Jubel. Jetzt sah der Sonnenbauer hinüber in die Ecke, wo der stille Mann saß. Er ließ sich vom Rebstockwirt ein frisches Glas geben, ein geschliffenes Krystallglas mußte es sein. Das füllte er bis an den Rand und ging damit zu dem fremden Mann hin. Dem stellte er das Glas hin, nahm sein eigenes und sagte: „Wollt Ihr nicht mit mir Bescheid thun? Ich hab' heut einen guten Verkauf gemacht! Ihr werdet's seither gemerkt haben!" Der fremde Mann, der offenbar seiner Kleidung nach zu schließen ein Stadtherr sein mußte, nahm das Glas mit freundlichem Blick an, verneigte sich vor dem Bauern, stieß mit ihm an und sagte: „Wohl bekomm's!" Und nun wollte der Franzsepp auch sein Urteil über den Verkauf kennen lernen und sagte: „Nicht wahr, Herr, 205,000 Mark ist doch ein schön Stück Geld." Der fremde Herr zuckte mit den Achseln und sagte: „Euer Gut war mehr wert für Euch! Ihr habt ein schlechtes Geschäft gemacht!" Darüber war der Sonnenbauer fast erschrocken, er nahm verdutzt sein Glas, brummte ein paar unverständliche Worte und ging zu seiner Gesellschaft zurück. Nickelfang, der seinen bösen Blick überall hatte und mit den Ohren überall war, hatte das Wort vernommen und blies dem Franzsepp in's Ohr: Der ist ein Schulmeister oder so was! Kehr dich nicht daran, Sonnenbauer! Und der Sonnenbauer nahm einen frischen Schluck, machte wieder ein breites und behagliches Gesicht wie vordem und betrachtete die große Zinszahl, die der Jockelhofer auf den Tisch geschrieben hatte. Der Kutscher mit der Kokarde kam ihm wieder zu Sinn und stimmte ihn recht behaglich, so behaglich, daß er meinte, er säße schon in den Polstern einer Chaise und lebe wie der Graf von Luxenburg.

Jetzt erhub sich der fremde Herr in seiner Ecke, trat mit freundlichem Blick auf die Bauern zu und sagte nur das Eine: „Ihr Bauern, nehmt Euch vor der toten Hand in Acht!" Dann rief er noch höflich: „Behüt Euch Gott!" und verließ den Rebstock.

Nun war allgemeines Gemurmel und Staunen. Wer ist der Mann? Wo kommt er her? Was hat er gesagt! Vor einer toten Hand sollen wir uns in Acht nehmen! Als der Rebstockwirt den zwanzigsten Krug angekreidet hatte, war man weder über das Eine noch über das Andere im Klaren. Einer ging zum Schulmeister hin und fragte höflich: Herr Lehrer, was ist eine tote Hand. Der schlug in einem Lexikon nach und fand nichts. Da er aber nichts gefunden hatte, so sagte er achselzuckend: Das ist ein verfehlter Ausdruck, kommt bei mir nicht vor. Elias Nickelfang nahm endlich das Wort, nachdem Alle umgeraten und Einer behauptet hatte, eine tote Hand sei eine abgehauene oder amputierte Hand, und sagte mit kluger Stimme: „Will ich Euch sagen was ist eine tote Hand!" Er holte die Zeitung herbei, da war eine Zwangsversteigerung angekündigt, die mit großer Hand — ☛ — bezeichnet war. „Da seht Ihr eine tote Hand! Das ist die tote Hand!" sagte Nickelfang und hielt den Bauern pfiffig lachend das Zeitungsblatt hin.

Unter allen den Bauern, die das Versteigerungsfest mitmachten, war der stillste Mann der Andreas Staufenecker, der oben im Thal einen ganz kleinen Hof besaß. Es ging die Sage, das kleine Gut habe vor Zeiten einem reichen Bauern aus dem untern Thal eigentümlich zugehört, der es in der Weinlaune dem Vorfahren Staufeneckers um eine Tabakspfeife verkauft oder vertauscht. Von daher heiße der Hof im Volksmund der Pfifenhof und der Bauer natürlich der Pfifenhofer. Der war ein recht nüchterner und sparsamer Mann, redlich und fleißig, nur war ihm das Glück nicht so hold, als er's verdient hätte. Die Pfifenhoferin war keine so recht feste Frau, von Zeit zu Zeit kränkelte sie und fast jedes Jahr stellte sich ein Kleines ein. Es waren schon ihrer sechs, die um den Tisch herum saßen oder noch getragen werden mußten. Der Doktor hatte viel Einkehr im Haus, der Apotheker sandte alle halb Jahr eine lange Rechnung, das Heiratsgut der Frau war nicht beträchtlich und so kam's, daß der Pfifenhofer bei aller Sparsamkeit jedes Jahr ein wenig rückwärts rutschte. Mann und Frau hatten deswegen aber noch nie eine böse Stunde gehabt. Beide waren vernünftige, ruhige Leute, die dem lieben Herrgott vertrauten, sparsam blieben und die Hoffnung nicht aufgaben, daß es einmal doch noch besser kommen müsse. Ihre Schuld war bei einer Sparkasse aufgenommen und kostete 5 Prozent Zinsen. Bei der Sparkasse war der Pfifenhofer wegen seiner Sparsamkeit und seines Fleißes ein gerne gesehener und beliebter Mann

und wenn er auf Martini die 500 Mark Zinsen nicht bezahlen konnte, so wurde ihm gerne geborgt. Konnte er aber auch auf Ostern nicht bezahlen, so wurde ihm gerne der Zins zum Kapital geschlagen, aber natürlich auf's Gut eingetragen.

Der Staufenecker war auch bei der Versteigerung und er hatte so seine ganz eigenen Gedanken. Das viele Geld an Zinsenerträgnis, das der Jockelhofer dem Sonnenbauer vorgerechnet hatte, stimmte ihn recht traurig. Er dachte: hätt' ich einen Teil von dem vielen Geld, so ließ ich für meine kranke Frau den Doktor aus der Stadt kommen. 's wär teurer, ging aber rascher. Er war der Nüchternste von der ganzen Gesellschaft, nur der Handelsmann Elias wars desgleichen. Der sah von Zeit zu Zeit hinüber zum Pfifenhofer, kam auch zwei oder drei Mal an dessen Tisch und wollte mit ihm Gesundheit trinken, der Pfifenhofer lehnte aber jedesmal ab. Er hatte sein Lebtag noch nie einen Handel mit einem Juden, er war judenscheu. Er haßte die Leute von Israel nicht, aber er mochte sie nicht leiden, weil sie nicht körperlich arbeiteten wie er selber. Und das was sie trieben, den Handel mit Kuh und Kalb, Gut oder Geld, den sie trieben, hätte er hingegen doch auch nicht getrieben.

Elias, hast Du auch noch im obern Thale zu thun?

Kaum zwei Schoppen hatte der Staufenecker getrunken, da nahm er seinen Hut, um heimzugehen. Und der Elias ging ihm sofort nach. Der Staufenecker ging thalaufwärts, der Elias ohne eine Wort zu sagen hinten drein. Endlich blieb der Bauer still stehen und sagte: „Elias, hast Du auch noch im obern Thal zu thun?" — „Ja," sagte dieser, „es stehen zwei junge Geißen bei Deinem Nachbar, dem Königsbauer, die will ich holen." „So," sagte der Pfifenhofer und schritt lautlaus weiter, Elias Nickelfang mit ihm. „Wie geht's Deiner Frau?" fragte der letztere nach etwa fünf Minuten und um soviel später antwortete der Bauer: „Ich dank' Dir! 's geht soso lala! wie seither!" Dann war wieder Pause. „Wärst auch besser dran, Pfifenhofer, wenn Du das Unglück nicht im Haus hättest!" meinte nach einiger Zeit Elias. Der Bauer räusperte sich ein paarmal, gleich als ob ihn was würgte, und sagte darauf wie halb im Zorn: „Nickelfang, ich hab' kein Unglück im Haus, ich hab' nur eine kranke Frau drin, und die wird auch wieder gesund werden, wenn der liebe Herrgott ein Einsehen mit mir und meinen Kindern hat!" Sie gingen weiter. Dort rechts ab lag der Hof des Königsbauers. Aber der Elias schien nicht mehr an seine Geißen zu denken, denn er lief mit dem Pfifenhofer weiter. Jetzt schwieg der Bauer beharrlich, wenn auch der Handelsmann Elias hin und wieder das Wort nahm, um zu reden. Vom Thalweg links ab lag der Pfifenhof, ein mittleres Gehöfte mit Strohdach, laufendem Brunnen und seitab stehendem Backhaus. Es war freundlich anzusehen, der Dung lag geordnet vor der Stallung und die Zufahrt war rein geschaufelt. Die Reinlichkeit und Sorgsamkeit war hier zu Haus, das sah man in allen Ecken und Winkeln. Und der Nickelfang folgte dem Pfifenhofer auch links ab.

„Du hast alles recht schön, Staufenecker!" meinte jetzt Elias, worauf ihm der andere kurz zur Antwort gab: „Das ist kein Hof, auf dem Euer Kapital wächst. Meine Matten und Aecker sollen Viehfutter und Getreide tragen, aber Euer Weizen soll darauf nicht blühen, so lang wenigstens ich lebe!" Das war grob, aber der Nickelfang that, als hätte er alles überhört und trat mit dem Pfifenhofer in die Stube. Die war niedrig und braun getäfelt, wie man sie in den Schwarzwaldthälern nicht anders findet. Der Rauch, der aus der Küche schon oft eingedrungen war, hatte die ursprüngliche Farbe des Getäfels geschwärzt. Ein gewaltiger Ofen stand rechts im Eck der Küche zu aufgemauert und rings um denselben lief eine recht behagliche Bank. Auf derselben saß die Bäuerin, eine bleiche Frau, die hatte ihr Jüngstes, ein jähriges Kind auf dem Arm. Sie erschrack fast, als sie den Elias mit ihrem Manne eintreten sah, doch faßte sie sich zusehends, holte

so rasch, als es ihr leidender Zustand erlaubte, einen Stuhl herbei und sagte höflich: „Elias, setzet Euch!“ Dieser nahm den gebotenen Stuhl an.

Derweil der Bauer in der Schlafkammer Hut und Kamisol ablegte, fing Elias mit der Frau ein Gespräch über ihre Kinder an. Er rief eins ums andere herbei, setzte es auf seine Knie und meinte dabei: „Es ist doch ein großer Segen Gottes, wenn man gesunde und brave Kinder hat!“ „Ja“, entgegnete die bleiche Frau, „wir hoffens auch, aber bis heute hat sich vom Segen noch nicht viel gezeigt. Kann wohl sein, daß es noch kommt, wenn ich das Leben behalte und die Kinder einmal in den Jahren oben sind. Wir hoffen auf Gott und thun unsere Pflicht!“ Elias betrachtete die Frau, während sie sprach, recht nachdenklich. Sie hatte etwas im bleichen Angesicht wie eine Märtyrerin oder eine Heilige: etwas gottergebenes, mildes und frommes, manchmal aber raffte sich ihr sanfter Blick zu großer Energie auf, so daß man annehmen durfte, es wäre nur ihre Krankheit, die ihr den leidenden Zug ins Gesicht gegraben.

Jetzt trat auch der Nachbar, der Königsbauer, nach dem Taufbuch aber Michael Weber geheißen, in die Stube. Der kam, um über die Versteigerung zu fragen, der er einer dringenden Waldarbeit wegen nicht anwohnen konnte. Das war nun Wasser auf die Mühle des Elias. Er fing an, dem Weber vorzurechnen, welch ein schönes Stück Geld der Sonnenbauer von der „Großen Güterkompagnie“ erhalten werde; er teilte mit, welche Zinsen der Hauptrechner im ganzen Thal, der Jockelhofer, mit der Kreide ausgerechnet habe und wie diese Zinsen noch viel mehr werden könnten, wenn man sich an seinen alten Bekannten, den Bankier in der Stadt mit den guten Papieren, wenden würde. Inzwischen war der Pfifenhofer, der sich in seine Arbeitskleider gesteckt und seinen Viehstand nachgesehen hatte, wieder in die Stube getreten. Er begrüßte den Nachbarn kurz und hörte den Auseinandersetzungen Nickelfangs zu, wobei er sich keine sonderliche Mühe gab, ein ungläubiges Gesicht zu machen.

„Ich sage Dir, Königsbauer“, versicherte der Nickelfang und schlug dabei etwas dreist auf den Tisch, „ich sage Dir, Königsbauer, Dein Hof ist nur dreiviertel so groß wie der Sonnenbauernhof und ich garantiere Dir auch 205,000 Mark, wenn ich ihn für Dich verkaufen darf.“ Der Königsbauer war verwundert und ließ seine Unterlippe ein wenig hängen, aber er horchte scharf auf. Elias fragte nun, denn er war sehr sicher geworden, etwas herausfordernd: Weber, wieviel Schulden hast Du eigentlich, rund und alles zusammengenommen. Der Bauer war merkwürdig willfährig, was die Bauern sonst im allgemeinen gegen die jüdischen Handelsleute nicht sind. Er rechnete im Kopf zusammen, aber es mußte viel sein, denn er gebrauchte Zeit, endlich sagte er, es werden so mit der Gleichstellungsschuld an meine Geschwister gegen 50,000 Marken sein. „Fünfzigtausend Mark“, wiederholte der Elias, „siehst Du, ich beschaffe Dir für Deinen Hof auch 205,000 Mark, davon zahlst Du die Schulden mit 50,000, hast also dann noch 155,000 Mark rein im Sack. Wenn Du nicht in die Stadt ziehen willst, wie der Sonnenbauer, so kaufst Du dir da oder dort ein kleines Haus im Thal oder Dorf, das groß gnug ist, daß drin nichts thust! Was brauchste denn zu schaffen! Für's Haus giebste 15,000 Mark und ich verschaff' Dir von meinem Bekannten in der Stadt, der ein Bankier ist, ein Stadtrat und einsichtiger Mann, die Papiere, die 6 Prozent Zinsen tragen. Dann hast Du 9000 Mark jährlich, hast ein Herrenleben und kannst auch in der Chaise fahren, wenn Du willst, wie der Sonnenbauer. Ueberhaupt, ein Mann von solchem Vermögen sollt nicht mehr schaffen, die reichen Bauern sind dumm, wenn sie wie die Knechte draußen im Feld hantieren, sie könnten's wohl besser haben!“

Der Königsbauer rechnete jetzt auch. Was Elias Nickelfang gesprochen, das schien ihm eingeleuchtet zu haben, er wollte es nur nicht eingestehen, als er recht in der Manier, wie Juden und Bauern untereinander verhandeln, ausrief: „Wieviel bleibt noch, Nickelfang, wenn Du den Beschiß abziehst?“ Der Handelsmann war rasch gefaßt und sagte: „Beschiß ist nur soviel, als Du selber drauf legst!“

„Kann man auch mit so vielem Geld glücklich sein!“ warf jetzt die kranke Frau auf der Ofenbank ein. Und ihr Mann, der Pfifenhofer, sagte dazu: „Ich für mein Teil will einstweilen noch arbeiten und meinen Hof schuldenfrei machen, dann will ich ihn erst recht behalten.“

Der Königsbauer trat jetzt seinen Heimweg an und der Nickelfang folgte ihm. Apropos, sagte der letztere beim Hinausgehen: Du hast junge Geißen! die möcht' ich kaufen! — Komm' nur! antwortete der Bauer, Du kannst das, was Du beim Pfifenhofer auseinandergesetzt hast, auch einmal meiner Frau vortragen! Wir wollen sehen, was sie dazu sagt! Als sie aber zusammen aus dem Eigentum des Pfifenhofers hinausschritten, murmelte der Elias vor sich hin: „Wahr

ist's, auf diesem Boden kommt mein Weizen nicht ins Blühen.

* * *

Es mochten etwa sechs Wochen vergangen sein, da stiefelte der Nickelfang wieder thalaufwärts und als er in die Nähe des Königsbauernhofs kam, da schätzte und taxierte er alles ringsum: diese Wiese soviel, jener Acker soviel, dieser Wald soviel und jener soviel. Er machte alles im Kopf, denn er hatte als junger Kühjude nicht viel Zeit für die Schulaufgaben übrig gehabt, nahm daher nur zu Papier und Feder dann Zuflucht, wenn er einen Schuldschein zu fertigen hatte; Geldsummen aber blieben ihm im Kopfe stehen, wie wenn sie hineingeschrieben worden wären. Das machte die Uebung. So hatte Elias, als er das Haus des Königsbauers Michael Weber betrat, bereits alles aufgenommen und geschätzt, fast so genau oder noch genauer als ein Waisenrichter oder Notar. Er sah sich behaglich um, als er auf dem Hof eintrat. Da und dort lagen Geräte umher, die ordnungsgemäß nicht daliegen durften, der Stallabfluß verbreitete sich über den ganzen Eingang, so daß man Mühe hatte, den Weg zu dem Hause zu gewinnen, und ein Knecht spielte mit zwei jungen Hunden, obgleich die Zeit schon da war, wo die Arbeit im Freien dringlicher wurde. Elias ging in die Stube, wo er nur die Bäurin traf, eine hagere und wenig saubere Frau, die schon lange die Thaltracht abgelegt hatte und aus diesem Grund von ihrem äußerlichen Ansehen nur noch mehr eingebüßt hatte. Trotzdem hatte sie gegen den Handelsmann eine stolze Miene und behandelte den Sohn Israels von oben herunter, was der aber, ohne es merken zu wollen, hinnahm.

Dann schlug sie mit kräftigem Schlage ein.

„Itzig", sagte sie, „wie steht die Rechnung? Bist Du noch der Meinung, daß Du für unsern Hof 205,000 herausbringst?" Elias antwortete bescheiden: „Und mein Trinkgeld, auf Ehr, Königsbäuerin!" — „Wie rechnest Du Dein Trinkgeld?" — „Das rechne ich nicht aus, ich bin Handelsmann und nehm was ich krieg!" — Die Bäurin wurde übermütig und sagte: „Itzig, eine Seite Speck bekommst Du obendrein!" Dieser ließ sich auf die rohe Anspielung ein und erwiderte: „Was ich dann nicht davon eß, das wird verkaaft! Die Christen essen manches, was die Juden nicht wollen!" — „Ihr habt guten Wein im Keller! Holt einmal ein Krüglein davon!" rief Elias jetzt der Bäuerin zu. — „Bekommt Ihr auch Durst?" warf sie dagegen, langte aber schon nach dem Kellerschlüssel, der beim Ofen an einem Nagel hing.

Sie nahm den Krug vom Schaft, ein altes Erbstück, und ging den Wein zu holen, derweil Elias wieder anfing im Kopfe zu rechnen. Als sie zurückkam, stellte sie den Krug auf und holte zwei Gläser, die nicht sonderlich rein waren, vom Schaft. Sie schenkte ein, forderte den Elias zum Bescheid und that einen recht tiefen Zug, derweil dieser nur von der Oberfläche schlürfte. Jetzt malte der Nickelfang goldene Berge und schöne Schlösser drauf und kam auf die sechs Prozent Zins tragenden Papiere zu reden, die sein Bekannter in der Stadt feilbiete, der große reiche Bankier. Er sagte der Frau, was sie späterhin für ein schönes und gutes Leben führen könne, ohne arbeiten zu müssen. Die Bäuerin nahm sich alle diese schönen Dinge sehr zu Herzen und trank einen Schluck nach dem andern.

„Na, schmeckt Dir dieser Wein nicht, Mauschel?" rief sie lebhaft aus, als sie sich das drittemal einschenkte, während Elias sein erstes noch über die Hälfte voll hatte. Elias antwortete: „Das ist ein recht guter Wein!" und that, als ob er trinke. „Das glaub' ich wohl", fuhr die Bäuerin fort, „das ist ein Wein, wie er nicht in jedem Haus zu finden ist! Elias, Jedem setz' ich den Wein nicht vor!" Sie schlug ihm dabei vertraulich auf den Rücken. Der wußte nun, daß seine Zeit gekommen sei, er trank der Bäuerin jetzt energisch zu und sagte: Also, Königs-

bäuerin, auf das gute Geschäft, das wir jetzo mit einander machen. Eingeschlagen! Sie trank ihr fünftes, der Nickelfang sein erstes Glas aus und dann schlug sie mit kräftigem Schlage ein.

So war das Geschäft abgemacht. Als der Königsbauer späterhin eintrat, da war er froh zu vernehmen, daß der Handel abgeschlossen war, denn ihm stak der Gedanke an das viele Geld und die hohen Zinsen schon lange Zeit tief im Kopf.

Ein weiterer Krug wurde jetzt auf den guten Handel getrunken und Elias Nickelfang that schon besser Bescheid, doch nur so, daß er stets die beiden anderen überblicken und durchschauen konnte. Dann wurde noch das allernötigste zu Papier gebracht und gegenseitig unterschrieben, wobei Elias besonders darauf acht hatte, daß die Bäuerin ihren Namen oben, der Bauer den seinen darunter schrieb und die Worte „mit ehemännlicher Genehmigung" nicht vergessen durfte. Dann zog Elias ab und rechnete unterwegs seinen Gewinn aus. Der Königsbauer Weber jedoch öffnete leise das Fenster, um zu sehen, ob der Nickelfang auch wirklich gegangen sei, und als er denselben ferne gehen sah, trat er vor seine Frau hin, steckte die Hände in die Hosentaschen und lachte hellauf: Mariann, den Mauschel hab' ich noch dran gekriegt! Ich hab' heut nachmittag dem Thalmüller die Quelle auf unserer Dobelmatte verkauft für dreitausend Mark. Alles ist fertig. Protokolliert! Du hast den Kauf noch zu unterschreiben. Der Jud aber hat unser Gut, so wie es jetzt, da wir verkauften, zusammengesetzt ist.

Wenn ein Bauer einen Juden betrügt, so meint er sich für alle möglichen jüdischen Uebergriffe zu rächen, die ihm und noch seinem ganzen Geschlecht bis in die graue Vorzeit hinab angethan worden sind. Alle christlichen Lehren werden da auf einmal vergessen und der Betrug wird fast wie ein Sieg einer guten Sache über eine schlechte gefeiert. Das ist aber hohes Unrecht.

In einem Städtlein, das nicht weit von Laitschenbach entfernt liegt, wird die „Große Güterkompagnie" verwaltet. Emsige Schreiber schreiben und sandeln da. Betrübte Kleinbäuerlein bringen ihren Zins, stolz und barsch gewordene ehemalige Bauern in Waldhüters- und Güteraufsehersklei-dung mit Kokarde am Hut erstatten ihren Rapport. Es geht manchmal bewegt da zu, besonders um Martini, wo die Gefälle und Abgaben bezahlt werden müssen. Der Herr Verwalter, der kleine Herr mit goldener Brille, den wir schon zu Anfang der Erzählung kennen gelernt, sitzt in einem gepolsterten Sessel vor seinem Schreibepult in einem besonderen Gemach. Er liest eben die Zeitung und ist in die allerneuesten Telegramme aus der weiten Welt vertieft. Da klopft es und auf das etwas unwirsch ausgestoßene „Herein" betritt der Handelsmann Elias Nickelfang das Büro. Der Herr Verwalter beachtet den Eingetretenen kaum und fragt barsch: „Was wollt Ihr? Hab' wenig Zeit für Euch!" Demütig höflich naht sich Nickelfang dem Pult und sagt: „Haben der Herr Verwalter etwa vergessen —" „Ich vergesse nichts, Nickelfang, merkts Euch!" herrschte der Herr Verwalter denselben an. Dieser aber, der einen Schritt zurückgewichen war, langte in seine Rocktasche, kramte ein Papier heraus und legte es unterwürfig dem Herrn Verwalter aufs Pult. Dann wich er drei Schritte zurück und beobachtete scharf und aufmerksam den Herrn mit der goldenen Brille.

Dieser überlas das Schriftstück und seine gestrenge Miene wurde zusehends milder und freundlicher. Dann nahm er das Wort: „Ihr habt's also doch so weit gebracht! Hätt's nicht geglaubt!" Nun wurde Elias kecker und entgegnete: „Hätt's auch nicht geglaubt, Herr Verwalter! Hat viel Müh' gekostet! Hab' viel ertragen müssen! Werd auch eine schöne Provision verdienen, Herr Verwalter! Ich bring' für Sie noch das ganze Laitschenbacher Thal zusammen, alles in Ihre Hände. Nur muß der Elias Nickelfang auch leben können, Herr Verwalter! Leben und leben lassen, Herr Verwalter, das ist mein Sprichwort, seit ich leb und handle!" Der Herr Verwalter drückte auf eine elektrische Klingel, worauf in kurzer Zeit der Herr Oberbuchhalter erschien. Da ist Elias Nickelfang, sagte der Verwalter, und aus dem Ton seiner Stimme klang es heraus, daß er gern Befehlerles spielte, also „da ist Elias Nickelfang. Er bietet uns den Königsbauernhof in Laitschenbach an. Der Preis ist zwar hoch, aber in Anbetracht, daß wir nach und nach das ganze Laitschenbachthalgelände bekommen können, und das um so besser und eher, wenn wir erst Besitzer des Königshofs sind, kann der Preis als annehmbar bezeichnet werden. Machen Sie mit Nickelfang die Provision aus und fertigen Sie den Bericht an den Verwaltungsrat aus." Der Herr Oberbuchhalter verneigte sich recht gehorsamst, winkte dem Elias und ging mit ihm in die Nebenräume des Verwaltungsbüros.

Nach etwa einer Stunde verließ Elias Nickelfang das Verwaltungsgebäude; er sah recht vergnüglich und zufrieden aus. Er hatte sein Ge-

schäft gemacht, das konnte man ihm ansehen. Er rechnete nicht, er hatte gerechnet und sich nicht verrechnet. Daß er dem Oberbuchhalter seit langer Zeit jeweils auf Martini eine pommerische Gans schickte, das war eine ganz unschuldige Sache, denn der Herr Oberbuchhalter ließ sich nicht bestechen und Elias wollte nicht bestechen. Aber so eine fette Martinigans, die unverhofft ins Haus geschneit kommt, nicht schnattert und schreit, woher sie gekommen, die vermag dem, der sie mit dankbarem Gemüt verspeist, ein wohlwollendes Gesicht zu verleihen fürs ganze Jahr. Und Elias Nickelfang wollte da, wo er seine Geschäfte anzubringen hatte, freundliche Gesichter sehen. Es war um die Mittagsstunde, da gönnte er sich eine Erfrischung, darum suchte er eine nahe gelegene Restauration auf. Er setzte sich da einem Manne gegenüber, der den arbeitenden Ständen anzugehören schien, mit dem gesunden Gefühl des Bedürfnisses ein Stück Rostbraten verzehrte und ein Glas Bier dazu trank. Elias sah dem Manne begehrlich zu, er hätte heute auch gern Rostbraten gegessen, sein Magen hätte so etwas ganz gut ertragen, allein die Erwägungen seiner mosaischen Anschauungen verboten ihm Rostbraten zu bestellen, der ja nicht koscher sein konnte, und so bestellte er schwarzen Kaffee. Und als ihn sein Nachbar fragte: Ist dieser Kaffee Ihr ganzes Mittagessen? antwortete er schlagfertig: „Ja, denn wir Israeliten müssen sparsam sein!" Dann fing er mit dem fremden Manne ein Gespräch an, stellte sich sehr leutselig und frug gelegentlich den andern, wo er zu Hause sei und dann viel später, ob er etwa im Laitschenbacher Thal bekannt wäre. Und als der Arbeitsmann dies bejahte, frug er ihn mit gleichgültiger Miene nach den Verhältnissen dort. So kamen sie auf den größten Rechenmeister im ganzen Thal, den Jockelhofer, zu reden. „Einer, der so wie der immerfort rechnet, muß auch in guten Vermögensumständen sein!" warf Elias scheinbar wenig bekümmert hin. Der Arbeitsmann aber entgegnete darauf: „Das glaub' ich nun nicht, sonst lief er nicht heute in der Stadt herum und suchte Geld." „Wer sucht Geld?" fuhr Elias Nickelfang heftig auf.

Wo fehlt's Euch, Jockelhofer?

„Na, von wem haben wir denn seither gesprochen, ich meine doch vom Jockelhofer und der hat mir erst vor einer Stunde gesagt, er sei in Geldnöten!" Elias fand seine gleichgültige Miene wieder. Er wurde sogar recht trocken, sprach von ganz anderen Dingen und fragte späterhin so ganz nebenher: „Wo haben Sie den Jockelhofer getroffen?" Der Arbeitsmann antwortete darauf: „In der Einfahrt zum roten Löwen!"

Jetzt konnte ein guter Beobachter sehen, wie im Kopf des Elias ein Rechenexempel sich abwickelte. Sein Gehirn arbeitete lebhaft, das war seinen Augen abzulesen und wenn er auch über gleichgültige Dinge die Unterhaltung fortsetzte, es hatte doch den Punkt gefunden, an welchem seine Thätigkeit hängen blieb.

Es dauerte nur noch kurze Zeit und Nickelfang entfernte sich. Er ging direkt auf den roten Löwen zu, bestellte sich ein halb Viertel Wein und frug die Kellnerin nach dem Jockelhofer aus Laitschenbach. Er that das möglichst geräuschlos und erfuhr: der ist schon vor einer Stunde fort und wird jetzt wohl im „goldenen Sternen" sitzen. Im goldenen Sternen, wo Elias sich wieder einen schwarzen Kaffee gönnte, erfuhr der Suchende, sein Mann wäre in der „grauen Katze" jetzt zweifellos zu finden. Nun nahm Elias unverdrossen seinen Weg auch dahin und da fand er denjenigen auch richtig, den er gesucht. Nicht weit von der Thür, auf der Bank, auf die sich sonst gemeinhin nur die schüchternen Handwerksburschen etwas beutelscheu zu drücken pflegen, saß der Laitschenbacher Rechenmeister. Er hatte seinen Schoppen halb ausgetrunken und schien in nicht gerade rosigster Laune und Stimmung zu sein, denn er war in Gedanken und

schlug manchmal mit der geballten Faust auf den Tisch.

Elias Nickelfang war nur eine Sekunde an der Thüre stehen geblieben und hatte, ehe er noch vom andern bemerkt wurde, die Lage desselben vollständig überschaut. Er setzte sich zu dem Bauern und frug teilnehmend: „Wo fehlts Euch, Jockelhofer?“ Der Angeredete entgegnete etwas verdrießlich: „Da, wo es den meisten Leuten auf Erden fehlt!“ Bei diesen Worten schlug er mit der Hand auf den rechten Schenkel. Elias wurde etwas höhnisch und sagte: „Das wär am Geldbeutel? Dort kanns doch einem so großen Rechner, wie Ihr einer seid, nicht fehlen!“ „Halts Maul, Manschel“, war die grobe und etwas aufgeregte Antwort. Aber Elias ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Er empfand es nicht in sich zuwider, daß er grob angefahren, daß er geduzt wurde, wo er höflich „ihrzte“, er war gewohnt, von solchen Ueberhebungen seinen Profit zu schneiden und im Stillen darüber zu lachen. Er streckte dem Jockelhofer gemütlich die Hand hin und sagte: „Nur nicht rabiat, Jockelhofer, nur nicht rabiat! Vielleicht kann Euch der Elias aus Eueren Nöten helfen!“ Bei diesen Worten wurde der Bauer schon stark umgestimmt. Er höhnte immer noch: „Du und mir helfen können, Schmuser! Laß Dich heimgeigen“. Der Hohn lag jetzt nur noch in den Worten, nicht mehr im Ton der Stimme. Sie sprachen schon sehr leise zusammen, damit keiner der anderen Gäste etwas vernehme. Und nach einer Viertelstunde ging Elias fort. Er hatte nicht zehn Minuten gebraucht, da stand er schon wieder vor dem Bauern und legte ihm, der wegen dieser Raschheit etwas verwundert das Maul aufsperrte, das gewünschte Geld auf den Tisch, welches Elias bei einem in der Nachbarschaft wohnenden jüdischen Handelsmann geborgt hatte. Der Schuldschein wurde im Wirtshaus gefertigt. Da drin war alles klar, keine Hinterthüre war angebracht. Der Bauer hatte einfach fünf Prozent Zinsen zu bezahlen, weiter nichts, und als der Jockelhofer nach dem Schmusgeld fragte, das er doch auch schuldig wäre, da lachte Elias und sagte: „Meinet Ihr etwa, unsereiner muß sich für alles bezahlen lassen? Der Handelsmann thut manchen Schritt umsonst, das ist er gewohnt von Urgroßvaterszeiten her.“

Als etwa eine Stunde später der Jockelhofer aus dem Städtlein hinausschritt dem Laitschenbacher Thal zu, da war er erstens besser gestimmt als da er morgens in die Stadt herein ging, und zweitens hatte er eine viel bessere Meinung von den Juden im allgemeinen, als er sie früher besaß. Jetzt hatte er das Geld in der Tasche, dessen er benötigt war. Und er mußte nicht Leib und Seele verschreiben, sondern nur fünf Prozent Zinsen versprechen, wie es landesüblich war. Dann hatte er das Geld in einer kurzen Frist, in einer Viertelstunde, wohingegen er den ganzen Morgen im Städtlein von Pontius zu Pilatus, von einem Büro und einer Kasse zur andern geschickt wurde ohne jeden Erfolg. Ueberall verwies man ihn, statt ihm Geld zu beschaffen, auf Statuten und Paragraphen und jetzt — war er ohne Statut und Paragraph nur mit einem Schuldschein zum Gewünschten gekommen. Ehe er aber im Laitschenbachthal seinen Hof aufsuchte und Frau und Kinder, trat er in das Rebstockwirtshaus ein, trank noch einige Schoppen und behauptete gegen den Lehrer, der da sein Glas Wein trank: „Und wenn Ihr die Juden morgen nach Palästina heim vertreibt, so mache ich übermorgen eine Wallfahrt ins gelobte Land und hole mir einen davon zurück!“ worauf der Herr Lehrer etwas trocken erwiderte: „Nicht wahr, Jockelhofer, den, der Euch heut gepumpt hat.“

Elias Nickelfang war auch zufrieden mit dem Ergebnis jenes Tages im Städtlein. Er hatte Profit gemacht und Gewinn gesäet, der ja auch eines Tages aufgehen konnte. Ehe er seinen Fuß dem Heimatdorf zulenkte, traf er den Pferdehändler Meier, der auch jüdischer Konfession war, aber seine besonderen Wege im Geschäftsleben ging. Es lag etwas Ruhiges, ja Vornehmes in seinem Wesen, das wesentlich von dem Gehaben vieler seiner Glaubensgenossen sich abhub. Elias besann sich erst, ob er ihn anreden wolle, dann faßte er sich ein Herz, ging raschen Schrittes auf ihn los und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter: „Du, Meier“, sagte er, „der Staufenecker im Laitschenbachthal braucht ein Roß. Er hat nicht viel. Willst Du's ihm liefern, so bürg ich Dir dafür.“ Der Pferdehändler betrachtete den anderen von oben bis unten mit langem Blick und sagte: „Du weißt, Elias, daß ich keine Geschäfte mache, wie Du sie machst, und ich mache sie auch nicht gern da, wo Du handelst. Wir wollen uns fern bleiben. Wenn der Mann so steht, daß Du ihm ohne Nebenabsichten bürgen kannst, so ist er mir Bürge genug und er soll seinen Gaul haben! So mach' ich meine Massematten!“ Meier schritt stolz weiter und Elias suchte einen andern Weg auf, um nach Haus zu kommen.

Einige Tage später schritt der Pferdehändler

Meier das Laitschenbachthal hinauf. Er traf einen Thalbewohner unterwegs, mit dem er sich, so lange sie gemeinsam gingen, über dies und das unterhielt, unter anderem auch über den kleinen Hofbauern Staufenecker. Was Meier da hören konnte, war das Beste, was über einen Mann zu vernehmen war: er sei ein fleißiger und häuslicher Mann, der den Wirtsleuten nicht viel zu lösen gebe, seine kränkliche Frau gern habe und seine Kinder rechtschaffen erziehe. Mehr wollte Meier nicht wissen. Er ließ sich den Hof Staufeneckers zeigen und ging auf denselben zu. Da sah er denn, was er gerne sah, Reinlichkeit und Ordnung überall: Alles an seinem Platz und nichts vernachlässigt. Der Mann war im Wald, die Frau im Garten beschäftigt. Sie war gegen den Ankömmling sehr freundlich und ersuchte ihn, in die Stube zu treten. Dann schickte sie eines der Kinder in den Wald, den Vater zu holen. Sie frug mit freundlicher Stimme nach dem Begehr des Handelsmannes. Und als dieser sagte, er habe gehört, Staufenecker wolle ein Pferd kaufen, da schüttelte die Frau etwas wehmütig den Kopf und erwiderte: „Das Pferd sollte gekauft werden, da aber das Geld noch nicht beisammen ist, so müssen bessere Zeiten abgewartet werden.“ Vergebens bemühte Meier sich, der Frau einzureden, er wolle das Pferd einstellen und er nehme vor einem Jahr das Geld nicht, wolle auch keinen Zins; die Frau schüttelte den Kopf und verneinte. Und als der Mann kam, hielt der's ebenso. Mit vieler Mühe brachte Meier endlich ein Abkommen zu stande, wonach er das Pferd liefern und sechs Wochen zur Probe einstellen, das Geld aber erst nach Jahresfrist mit ganz mäßigem Zins haben wollte. So wurde schließlich nach langem Zögern vonseiten des Bauern abgemacht. „Staufenecker“, so sagte Meier, „Euere Art gefällt mir wohl und Ihr sollt sehen, daß Ihr es nicht mit einem Juden zu thun habt, wie sie mit Recht in der Welt verschrieen sind. Es wird unter den Israeliten hoffentlich noch Leute geben dürfen, die das Recht haben, so aufrichtig und redlich zu sein, wie jeder aufrichtige und redliche Katholik oder Protestant. Wo mir dieses Recht nicht freiwillig zugestanden wird, da nehme ich mir's.“ Der Bauer und seine Frau horchten auf. Meier fuhr aber fort: „Staufenecker, in das Haus, in das ich einmal verkauft, will ich jederzeit wieder kommen dürfen als ein gern gesehener Mann. Das ist mein Ziel und so weit hab' ich's, gottlob, überall gebracht. So Ihr in Not seid, Staufenecker, so kommt zu mir. So lang ich Geld habe, steh' ich Euch zur Seite. Nehmt Euch inacht vor der toten Hand! Sie grassiert in Euerem Thal. Bleibt Bauer und gebt nichts feil; wenn Ihr aber Geld braucht — Ihr wißt, wo Ihr's kriegen könnt und Ihr sollt das nicht zu bereuen haben.“

In das Haus, in das ich einmal verkauft, will ich jederzeit wieder kommen dürfen.

Als Meier gegangen war, sagte die Frau des Bauern zu ihrem Mann: „Du, Staufenecker, der Meier ist mit dem Elias Nickelfang nicht verwandt!“ Zwei Tage darauf kam das Pferd und als Staufenecker es gesehen, mußte er sich sagen, daß er einen rechtschaffenen Kauf gethan.

* * *

Wir sind jetzt drei Jahre später dran. Die Residenz des Landes ist eine schöne Stadt geworden, in der es sich gut leben läßt. Wer sein Schäflein im Trockenen hat und sich vor der Hofluft nicht scheut, die ja von vielen Leuten als gesund und sogar zuträglich befunden wird, der kann sich's da behaglich machen. Selbst die reichen Bauern vom Lande ziehen dahin und hausen in einem abgelegenen Stadtteil. Sie freuen sich an der Wachparade, am Theater, wenn gesungen wird, wo sie von der Höhe des vierten Ranges auf andere stolz herabsehen, ihre Hauptfreude und vorzüglichste Anregung jedoch bildet das altdeutsche Wirtshaus zum „Krokodil“. In diesem Krokodil sind Wände und Decken getäfelt und braun angestrichen, die Fenster sind mit komischen Figuren bemalt oder haben kleine runde Scheiben: die Butzenscheiben. So dreht sich die Welt, und was einmal alt, häßlich und

veraltet war, das wird nach Jahren wieder neu. Schade, daß es bei den Menschen nicht ganz gleich so geht, wir könnten dann nach neunzig oder hundert Jahren mit jungen und frischen Gliedern wieder vornen anfangen. In jenem altdeutschen Wirtshaus, wo die altdeutsch ausstaffierten Kellnerinnen bayerisches Bier ausschenken, das, weil es gesund sein soll, in großen Massen vertilgt wird, kommen alltäglich in die Elfuhrmesse drei ehemalige Bauern aus Laitschenbach: der Königsbauer, der Sonnenbauer und der Jockelhofer. Alle drei sind nach und nach einem Beispiel gefolgt. Die „Große Güterkompagnie“ hatte ihre Hofgüter zu annehmbarem Preis, ja sogar nach ihrer Anschauung zu sehr gutem Preis gekauft und Pächter eingesetzt, sie konnten mit dem Erlös ganz gut in der Residenz leben und wenn sie auch nicht, wie sie's früher gemeint, in eigenen Chaisen fuhren, sie konnten dagegen zu jeder Zeit Droschken haben, worin es sich so gut fährt, wie in eigenem Wagen. Der Elias Nickelfang hatte den Verkauf ihrer Güter an die „Große Güter-Kompagnie“ vermittelt und ihnen dann einen Empfehlungsbrief an den bekannten Bankier in der Residenz mitgegeben, dessen Großvater mit seinem Großvater einstmals mit Kühen handelte. Der Bankier in der Residenz verkaufte den Bauern und nunmehrigen Mitbürgern sechsprozentige Obligationen der Buffalo-Bahn in Amerika. Er sagte, das wäre ein gutes Papier, das noch besser werden könne und sich außerordentlich für Rentner vom Land eigne. Er zeigte ihnen den Frankfurter Kurszettel und belehrte sie über die Zeichen P. und G. und alles sonstige in einem Kursblatt. Die Bauern vertrauten dem Bekannten ihres Freundes Elias Nickelfang Hab und Gut an und heimsten dagegen Buffalo-Obligationen ein. Im Wirtshaus zum Krokodil hatten sie einen ganz besonderen Tisch und täglich von halb 11 bis 1 Uhr sprachen sie kaum noch etwas anderes als von Buffalo-Obligationen. Die anderen Stammgäste übten ihren Witz an den biedern Landleuten in ihrer städtischen Verkleidung und nannten sie spottweise: die Buffalobauern.

Da machten sie lange Gesichter, als sie den Kurszettel im „Krokodil“ durchlasen.

Jener Tag, da sie die ersten Kupons abschnitten und sechs Prozent Zins einheimsten, war ein ganz besonderer Jubeltag für die Buffalobauern. Sie rückten zur festgesetzten Stunde in der gewohnten Buffalo-Ecke ein, aber sie sahen es heute nicht auf ordinäres bayerisches Bier ab, sondern bestellten Champagner aus Deutschland, denn patriotisch waren die Buffalobauern und so wollten sie einen Freudentag nicht mit welschem Erzeugnis einweihen. Sie tranken „Rheingold“, eine Sorte, die vier Mark die Flasche kostete. Die Kellnerinnen mußten auch Bescheid thun, ein, zwei, drei und mehr Mal, so daß es bei diesen kleine Stipse absetzte, und der Wein wurde nun zu Ehren des Geldes, das sie vertranken, „Buffalo-Gold“ genannt. Am nächsten Tag wurde die kleine Festlichkeit durch den Redakteur des Lokalblattes „Residenz-Nachrichten“ launig beschrieben und die Buffalobauern hatten die Ehre, in einem Gedicht, das in der Mundart der Residenz verfaßt war, gefeiert zu werden. Sie ließen sich das gerne gefallen, denn ihr Renommee kam ins Wachsen, und wer das getäfelte Wirtshaus zum „Krokodil“ um die Elfuhrmeßzeit besuchte, dem zeigte man als eine Residenzsehenswürdigkeit die Buffalobauern. Natürlich brachte diese Geschichte dem Bankier viel Begehr nach jenen Obligationen ins Haus, sein Geschäft darin war ein enormes und er konnte sich aus dem Gewinn ein stattliches Haus bauen, das von den Bewohnern der Residenz „Der Buffalopalast“ geheißen wurde.

Wie oft dachten die Bauern von Laitschenbach an ihre früheren beschwerlichen Tage und priesen ihr Schicksal, das sie so bequem und sorgsam

mit der Eisenbahn auf das Pflaster der Residenz gebracht hatte. Aber es kam ein Tag, da machten sie lange Gesichter, als sie den Kurszettel im „Krokodil“ durchlasen. Das Papier war plötzlich um drei Prozent gefallen! Sie eilten zum Bankier und trafen da den zungenfertigen Schwiegersohn, der beruhigend sagte: Es ist nichts, meine Herren, so etwas kommt auf dem Kursblatt vor. Nach einigen Tagen war das Papier um zehn Prozent gefallen, nach einigen weiteren um zwanzig, ja dreißig Prozent, und immer sagte der zungenfertige Schwiegersohn: das macht nichts, meine Herren, so etwas kommt auf dem Kursblatt vor. Die Buffalobauern ließen sich jetzt im „Krokodil“ nur selten noch sehen und die Witzbolde der Residenz sagten, sie wären im Kurse gefallen.

Nach einiger Zeit hieß es, die Buffalobahn trage nur noch drei Prozent Zinsen, da blieben die Buffalobauern im Krokodil ganz aus. Sie fühlten sich verachtet und beleidigt, wenn irgend ein Stammgast von der Buffaloecke sprach oder ein Fremder sie sich zeigen ließ. Aber drei Mann hoch rückten sie dem Bankier auf das Büro und forderten Rechenschaft. Aber der Schwiegersohn zuckte die Achseln, war immer höflicher, je gröber die Bauern sich geberdeten, und sagte schließlich: „Wir bedauern, wir haben das nicht vorausgesehen, wir verlieren auch Geld!“

Nach etwa einem Vierteljahr brach der böse Krach vollends los, da traf die telegraphische Nachricht ein, diese Buffalo-Obligationen seien gar keine Obligationen, sondern ein Schwindelpapier ohne sichere Unterlage, dabei blieben die Zinsen aus. Jetzt berieten die verblüfften Buffalobauern, auf welche Weise sie am raschesten und ohne großes Aufsehen zu erregen wieder nach Laitschenbach zurückkommen könnten.

* * *

Dem braven Staufenecker hat das Glück nun auch in die Stube gelacht. Seine Frau wurde wieder gesund und kräftig, die Kinder gediehen, daß es eine Freude war, an den Schulden konnte abgetragen werden und als einmal auf einen Zinstag das Geld nicht zusammengebracht werden konnte, da schrieb die Frau einen Brief an den Pferdehändler Meier, der tags darauf das Geld sofort einsandte. Staufenecker und seine Frau nahmen auf nichts so sehr Bedacht, als auf ihre Schulden, somit konnten diese nicht wuchern, was bei Schulden immer eine ganz gefährliche Eigenschaft ist, und es half der Pferdehändler stets aus, wo es nötig war. Als Entgelt forderte er nur, daß er stets die Pferde auf den Hof liefern dürfe, und das that er zu bester Zufriedenheit. Aber das ganze Thal, wie sah es jetzt aus! Die Bauern waren alle weg, ihre Höfe in den Händen der „Großen Güterkompagnie“, und wo einst die stolzen Grundbesitzer hantierten, da gingen jetzt grämliche Pächter mit verdrossenen Mienen einher. Staufenecker war noch der einzige Bauer im ganzen Thal. Die „Große Güterkompagnie“ lauerte auf seine Besitzung wie die Katze auf die Maus: sie machte ihm offene Anträge wie geheime durch Elias Nickelfang. Der Bauer aber widerstand allen Verlockungen und sagte: „Ich will auf meiner Grundscholle sterben! Vorher aber will ich's meinen Kindern einprägen, wie sie's zu machen haben, um noch freie Bauern sein zu können.“

An einem Spätjahrsonntag verpachtete die „Große Güterkompagnie“ sämtliche Höfe des Thales, die sie eigen hatte, in öffentlicher Steigerung im Gasthaus zum Rebstock zu Laitschenbach. Als die Steigerung eben begonnen hatte, öffnete sich die Thüre und herein traten — die Buffalobauern. Da ging ein allgemeines Ohorufen durch die Stube. Die Buffalobauern, denn so nannte man sie längst auch im Thal, setzten sich an einen Tisch und boten auf die Pachte ihrer Güter. Die tote Hand, die sie nun hatte, war nicht so grausam und ließ sie Pächter werden da, wo sie einst als freie Bauern gesessen. Das sind sie heute noch und beherzigen vielleicht den Spruch: „Bleibe was du bist und behalte was du hast.“

Guter Rat.

Eseltreiber: Hier nehmen Sie sich inacht, gnädiger Herr! Hier ist mir schon mancher Esel hinab gefallen!

Eine bürgermeisteramtliche Bekanntmachung.

Der Bauer und Schneidermeister Peter Zwirnlein war seit vierzehn Tagen Bürgermeister von Schnitzenhausen, und das war keine Kleinigkeit; denn Bürgermeister von Schnitzenhausen zu sein war doch schwerer, als der ehrsame Schneidermeister sich früher gedacht hatte.

Was Ansehen und Würde erforderten, das war ihm nicht zu viel, denn dafür war er auch die erste Person im Dorfe; aber da waren die vielen Verfügungen der Behörden, die ihm das Leben sauer machten und die ihn manche Nacht nicht schlafen ließen. „Ja, wenn das Deufelszeuk nur immer zu verstehn wär", meinte das ehrsame Oberhaupt in der letzten Ratssitzung.

Auch jetzt saß der Herr Bürgermeister in seinem Studierzimmer, wie er eine alte Kammer neben seiner Wohnstube nannte, vor einem amtlichen Schriftstücke, welches also lautete:

Befehl des Amtes X.ingen
an den Herrn Bürgermeister
zu Schnitzenhausen.

„In einigen Orten des Amtsbezirks ist die Tollwut unter den Hunden ausgebrochen. Es wird daher hiermit eine vierwöchige Hundesperre angeordnet, während welcher Zeit das freie Umherlaufen der Hunde bei einem Gulden Strafe verboten ist. Sie haben dies durch die Schelle bekannt machen zu lassen, auch wollen Sie die Hundebesitzer vor Uebertretung dieser Anordnung nochmals besonders verwarnen."

Da gab's zu denken. Denn über die unter seinem Vorgänger frei aus dem Kopf hergeplapperten Bekanntmachungen hatte er sich stets geärgert, und mußte hier Abhilfe geschaffen werden. Auch hatte er vor seiner Wahl versprochen, Verbesserungen in der Gemeinde einzuführen. Er wollte nun bei dieser seiner ersten Bekanntmachung gleich sein Versprechen wahr machen und seinen Unterthanen zeigen, was er zu leisten imstande sei.

So saß nun das neue Oberhaupt von Schnitzenhausen bereits eine Stunde vor diesem amtlichen Erlasse, kaute an seinem Federkiel und schmiedete eine Bekanntmachung; war es ja die erste, die er verfaßte, und wenn es auch etwas lange dauerte, so sollte sie sich dafür aber auch „gewaschen" haben.

Als nun der Ortspolizeidiener Christian eintrat, übergab er diesem sein Erzeugnis mit den Worten: „Da hast ebbes zum Bekanntmache." Der Christian las sich das Geschreibsel mehrere Male durch, legte es wieder hin und wollte gehen. „Halt! nit aus dem Kopf, ablese vom Blatt, grad so, wie ich geschriewe hab", lautete die Weisung seines Vorgesetzten. Dieser vermochte den Befehl kaum zu fassen, doch die gestrenge Miene des Bürgermeisters ließ eine Entgegnung nicht ratsam erscheinen, und so ging er auf die Straße, gab das übliche Zeichen mit der Schelle und machte folgendes bekannt:

„Auf Befehl des Amtes X.ingen ist die Hundswut ausgebrochen. Es wird daher jedermann und jeder Hundsbesitzer nochmals besonders verwarnt, seinen Hund anzubinden, bei Vermeidung von einem Gulden Strafe."

Verboren.

Unteroffizier: Hörense, Lachmaier, ick globe nu selber, det Ihnen das Maul so breit jewachsen is, daß es immer aussieht, als obse Eenen auslachten; Sie sind eenmal total lächerlich verboren.

Komische Adressen.

An ein königlich gestempeltes Papier-Büro hochedelgeboren in N. — An den fettigen Rauchwaarenhändler Herrn M. zu D. — An die feine Waschfrau, die so viele vornehme Leute in der Wasche hat. — Dem Herrn F. Sitzling, königl. preuß. Baugefangenen in Spandau. — An die Frau Leibhusarin Minna M. zu P.

Viel erlebt.

Von J. Erhardt.

Die in folgendem mitgeteilten Schicksale eines Badensers, deren Veröffentlichung mir erst jetzt gestattet ist, tragen zwar das Gepräge eines abenteuerlichen Romans, beruhen indes durchaus auf Wahrheit.

Vor etwa 26 Jahren entfloh in einem badischen Mittelstädtchen der 16jährige Sohn eines dortigen Angestellten, weil ihn sein Lehrherr, ein Kaufmann, geradezu unmenschlich behandelte und der Vater dem armen Teufel jeden Schutz versagte. Alle Nachforschungen nach dem Entflohenen blieben resultatlos, nur da und dort vermutete man, er habe sich nach Straßburg gewandt. Er blieb verschollen.

Es war im Herbst 1870. Die französische Grenzfestung Straßburg hatte sich nach langem Sträuben den Deutschen ergeben. Tausende strömten herbei, um die schwergeprüfte Stadt anzusehen. Auch die Schwester unseres verlorenen Sohnes hatte sich mit ihrem Mann den patriotischen Pilgern beigesellt. Sie kamen auf ihrem Gang über die Trümmer der Stadt auch am Spital vorbei, in dessen Hofe viele französische Soldaten, worunter besonders Zuaven und Turkos, lagen und umherstanden. Auf die Bemerkung ihres Mannes: „Sieh dort die Turkos!" warf die junge Frau einen Blick auf die finster drein blickenden Gestalten. Da, was war das? Plötzlich stürzte einer der Turkos auf sie zu und umarmte sie unter den stürmischsten Liebkosungen. Der verduzte Eheherr wollte energisch dazwischen treten, aber bereits hatte die Frau den verlorenen — Bruder wieder erkannt und sie weinte nicht minder aus Freude über das Wiederfinden, als aus Schmerz über dessen jammervollen Zustand.

Plötzlich stürzte einer der Turkos auf sie zu und umarmte sie unter den stürmischsten Liebkosungen.

Es bedurfte bei dem damaligen Gouverneur der Stadt nur einer Mitteilung des uns bereits Bekannten, um den Gefangenen zurück in die nicht sehr entfernte Heimat nehmen zu dürfen. Hier verfiel der Wiedergefundene einer mehrwöchentlichen Krankheit, von der er aber glücklich genas. Hatten schon die Fieberphantasien des Kranken den Angehörigen die schweren Schicksale desselben ahnen lassen, so wurden sie vollends aufs tiefste ergriffen, als er ihnen nach seiner Genesung eine zusammenhängende Darstellung seiner Erlebnisse gab.

Ich wandte mich, erzählte er, als ich davonlief, nach Straßburg, um mich dort als Schlosserlehrling anzubieten, für welches Handwerk ich ja von jeher eine große Vorliebe hatte. Nichts schien mir leichter, als einen Meister zu finden. Ich sprach vor in einer, zwei, drei und mehr Werkstätten, aber nirgends wollte man mich aufnehmen. Da wurde mir schließlich denn doch bange. Die Nacht brach herein und ich hatte,

da ich ohne Mittel war, keine Wahl als die, unter einem Brückenbogen zu übernachten. Am andern Tag begann ich hungernd dasselbe Werben um Arbeit. Ich war jetzt schon weniger wählerisch geworden; ich besuchte die Schuster-, Schneider-, Schreinerwerkstätten u. s. w.; ich bot mich als Laufbursche, überhaupt zu allem möglichen an, vergebens. Ich hatte schon den zweiten Tag hindurch gehungert. Da führte mich mein Weg vor einen Kohlenschuppen, wo ich sah, wie mehrere Bursche mit Kohlen beladene Karren nach verschiedenen Richtungen hin fortschoben. Im Innern des Schuppens selbst stand ein altes Weib, augenscheinlich die Besitzerin des Geschäfts. Rasch entschlossen bot ich ihr meine Dienste an und — wurde nach einigem Hin- und Herreden wirklich angenommen. „Du erhältst", sagte sie, „bei mir das Mittagessen und kannst nachts in diesem Schuppen auf dem Strohsack schlafen. Dafür hast Du tagsüber einem Teil meiner Kunden die Kohlen zuzuführen. Im übrigen kannst Du treiben, was Du willst." Ich ging sogleich ans Geschäft; ein Knabe war mein Wegweiser. Das erste Quantum Kohlen lieferte ich bei einer Frau ab und bekam von derselben ein tüchtiges Stück Brot, das ich mit wahrem Heißhunger verschlang. Es gingen nun in einförmiger Weise mehrere Wochen dahin. Ich hatte durch kleine Trinkgelder, die ich da und dort erhielt, ein Sümmchen erspart und beabsichtigte, mit Hilfe desselben in einer andern Stadt mein Glück zu versuchen, denn ich wäre eher hungers gestorben, als in meine Heimat zurückgekehrt, wo nur Mißhandlungen und Schande meiner warteten.

An einem Sonntage wollte ich meinen Dienst quittieren. Aber das Schicksal hatte es anders und furchtbar mit mir beschlossen. Abgemattet legte ich mich Samstag nachts auf mein hartes Lager. Es hielten da wohl auch sanftere Gefühle bei mir Einkehr und ich war nahe an dem Entschluß, zu euch zurückzukehren, wie einst der verlorene Sohn. Dann aber sträubte sich wiederum mein Stolz und mein Schamgefühl dagegen. Ich konnte den Gedanken daran nicht ertragen, wie man in dem kleinen Städtchen mit den Fingern auf mich zeigen werde und dann meinte ich immer, es müsse mir noch gelingen, etwas Tüchtiges zu werden und nach Jahren als gemachter Mann zurückzukehren. Unter derartigen Gedanken schlief ich, lebhaft träumend, ein. Am andern Morgen wurde ich durch ein heftiges Rütteln dem Schlafe entrissen und die Augen aufschlagend, sah ich meine Brotherrin neben mir stehen.

„Schau, der infame Schlingel, der Mordbube kann auch noch schlafen! Willst Du aufstehen! Muß ich das erleben in meinem Haus von einem solchen hergelaufenen Bengel!"

So und ähnlich kreischte das schreckliche Weib und ich bemerkte zugleich, wie sich der Schuppen immer mehr mit Menschen füllte, die mit entsetzten Gesichtern nach meiner Seite hinblickten. Unwillkürlich folgte ich der Richtung dieser Blicke und gewahrte mit Schaudern neben mir eine tote Frauengestalt, der noch das Messer in der klaffenden Brust stak. Ich war starr vor Schrecken. Erst die Aeußerungen der Umstehenden, wie: „Man sieht dem Kerl die schreckliche That an; man soll ihn aufhängen, rädern, vierteilen und drgl.", ließen mir meine Lage allmählich klar werden: man hielt mich für den Mörder der neben mir liegenden Toten. Ich blieb wie bewußtlos liegen; aber tausend Gedanken durchschossen mein Gehirn; ich glaubte mich dunkel zu erinnern, im Traum oder Schlaf einen schrecklichen Schrei und darauf einen dumpfen Fall neben mir vernommen zu haben.

So drohend die Blicke aller auf mich gerichtet waren, schien sich doch niemand an mich heranwagen zu wollen. Ich war ja ein Mörder, der ruhig und kalten Blutes neben seinem Opfer geschlafen hatte. Endlich machten sich zwei Polizisten durch das Gedränge Bahn, von denen mir der eine ohne weiteres Handschellen anlegte. Ich ließ willenlos alles mit mir geschehen, mechanisch folgte ich den Polizisten, begleitet von einer mich verwünschenden Volksmenge, nach dem Gefängnis. Nach einer Stunde schon wurde ich ins Verhör geführt. Ich war nicht imstande, nur die geringste Auskunft über das schreckliche Verbrechen zu geben. Als ich Andeutungen über meinen Traum machte, lächelte der Richter höhnisch vor sich hin. Ich wurde nach meinem Namen, meiner Heimat u. s. w. gefragt; durch die Voreingenommenheit des Richters erbittert, verweigerte ich aber trotz aller Drohungen und Versprechungen hartnäckig jede Auskunft. Man erfuhr durch meine Brotgeberin nur, daß ich auf den Ruf: „Schwob" gehört hätte.

Infolge meiner eigensinnigen Weigerung, dem Richter Rede zu stehen, zog sich meine endgiltige Aburteilung vor den Assissen sehr lange hinaus und ich muß dort keinen guten Eindruck hervorgerufen haben; selbst der mir beigegebene Anwalt gab mich schließlich preis. Ich wurde rücksichtlich meiner Jugend zu fünf Jahren Galeerenstrafe verurteilt und schon andern Tages nach Toulon transportiert.

Dort schmiedete man mich an die Galeeren und zwar in gleichem Glied mit einem 22jährigen Straßenräuber, den ich auch nachts und in den Freistunden zum Gesellschafter hatte. Es ist nicht mit Worten zu sagen, was ich neben diesem Scheusal in Menschengestalt ausgestanden habe, aber ihr dürft mir glauben, daß ich all die harte Arbeit und strenge Zucht tausendmal leichter hinnahm, als die Freundschaft, die mir dieser Kerl antrug, und die Feindschaft, mit der er mich verfolgte, als ich jene ausschlug. Mit teuflischem Behagen erzählte er mir seine Verbrechen und Schandthaten, stellte an mich die scheußlichsten Anträge und als ich ihm meine grimmige Verachtung nicht vorenthielt, lachte er satanisch und meinte, ich würde bald genug zahm werden. Er wußte sich mit andern Gefangenen zu verständigen und bald hatte ich die ganze Meute auf der Galeere zu meinen bittersten Feinden.

Drei Jahre lang war ich den ausgesuchtesten Mißhandlungen dieser Teufel völlig machtlos preisgegeben, da eine Anzeige meine Lage augenscheinlich noch verschlimmert hätte. Doch was zu meinem Unheil angelegt schien, wandte sich zu meinem Glücke. Es war dem Unhold auf irgend eine Weise gelungen, ein Glied seiner Kette zu zerbrechen; der Aufseher jedoch hatte dies bemerkt, er fesselte ihn aufs neue und wollte ihn zur Strafe abführen. Der über die mißlungene Vorbereitung zur Flucht Getäuschte setzte sich aber verzweifelt zur Wehre und holte eben aus, den Beamten niederzuschlagen, als ich ihn packte und mit Hilfe des letzteren unschädlich machte. Abends wurde der völlig rasend gewordene Unmensch erschossen, mir aber trug die dem Beamten geleistete Hilfe, unterstützt durch mein dreijähriges gutes Verhalten, nach etwa vier Wochen völlige Begnadigung ein, ja das Komitee zum Schutz entlassener Sträflinge verschaffte mir sogar die Stelle eines Packträgers in einem Handelshaus zu Marseille. Hier befand ich mich während zweier Jahre in ganz erträglicher Lage, ich avancierte sogar zum Ausläufer und erhielt ein Jahr später auf Empfehlung des Hauses den in Frankreich sehr einträglichen Posten eines Gasthofportiers. Nach drei Jahren heiratete ich und fühlte mich im Verhältnis zu meiner traurigen Vergangenheit ziemlich glücklich.

Doch das Unheil heftete sich aufs neue an meine Fersen. Durch einen Zufall entdeckte eines Tages meine Frau an mir das eingebrannte Galeerenzeichen. Wie rasend geworden, überhäufte sie mich mit den heftigsten Vorwürfen und verlangte sofortige Scheidung. Sie hatte in der Entdeckung eine willkommene Gelegenheit gefunden, meiner ledig zu werden und sich einem Galan ganz hinzugeben. Um mich völlig unschädlich zu machen und zu ruinieren, denunzierte mich nun das saubere Paar auch beim gesamten Gasthofpersonal als ehemaligen Galeerensträfling, so daß mich der Besitzer, wollte er sein übriges Gesinde nicht verlieren, notgedrungen entlassen mußte.

Meine ehemalige Frau hatte mich auch der gesamten Barschaft beraubt und so stand ich eigentlich noch verlassener da, als seiner Zeit in Straßburg, denn ich war nicht nur völlig mittellos, sondern ich war auch ein aus der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßener und Gebrandmarkter. Was sollte ich beginnen? Die Antwort hierauf schien mir gegeben durch einige halbbetrunkene Burschen, die ich traf und die mich ermunterten, mich mit ihnen in die Fremdenlegion nach Algier anwerben zu lassen. Eine Stunde später war ich wirklich angeworben und bald darauf wurden wir nach unserem Bestimmungsort hinübergeschifft. Kaum notdürftig einexerziert, verwendete man uns zum Kampf gegen die Araber. Ich habe dabei in mehr als 20 Gefechten gestanden, ohne nur verwundet zu werden. Eines Abends saß eine Anzahl der Unsern plaudernd beim Feuer, als plötzlich der Kapitän erschien und uns ankündigte, daß der Krieg gegen Preußen losginge, in welchem auch wir mit verwendet würden. In der That wurden wir in den nächsten Tagen nach Frankreich hinübergeschifft und direkt an die deutsche Grenze befördert. Ich habe dann die Schlacht bei Wörth mitgemacht, wo ich verwundet und gefangen genommen wurde. Das weitere ist Euch bekannt. Auch jetzt würde mir mein Schamgefühl nicht gestattet haben, in die Heimat zurückzukehren, wenn mich der Zufall nicht in Eure Arme geführt hätte.

* * *

Es bleibt mir noch übrig, hinzuzufügen, daß der junge, völlig hergestellte Mann, der seinen Starrsinn so schrecklich hat büßen müssen, durch die wohlwollende Vermittelung des Gouverneurs von Bismarck-Bohlen eine entsprechende Anstellung im Civildienste Elsaß-Lothringens erhielt, die er noch heute zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und im besten Einvernehmen mit der einheimischen Bevölkerung bekleidet. Ich habe vor nicht langer Zeit sein erstes Kind zur Taufe getragen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Heidelberg.

Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

In den ersten Tagen des August 1886 feierte die Universität Heidelberg ihr 500jähriges Stiftungsfest. Sie wurde im Jahre 1386 von Kurfürst Ruprecht I. gegründet und ist die älteste Universität im deutschen Reiche. Die Zahl der Studierenden beträgt im Winter etwa 700, im Sommer etwa 900, darunter der größere Teil Nichtbadener. Den Glanzpunkt des Festes bildete der Festzug, in welchem die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte Heidelbergs in den verflossenen fünfhundert Jahren den Zuschauern vor Augen geführt wurden. Der Kronprinz des deutschen Reiches, der Großherzog von Baden, viele hohe Beamte und berühmte Gelehrte waren bei diesem Feste in Heidelberg versammelt, auch ein Abgesandter des Papstes war erschienen.

Heidelberg mit seinem weltberühmten Schlosse war von jeher das Ziel vieler Natur- und Geschichtsfreunde. Herrlich liegt es da wo der Neckar aus den Bergen in die Rheinebene tritt, umgeben von rebengeschmückten Hügeln und waldbekränzten Höhen. Die Ruinen des Schlosses zeugen von einstiger Pracht und Größe, aber auch von schweren, traurigen Zeiten durch sechs Jahrhunderte hindurch. Sie erzählen von dem Glanz der Hohenstaufischen Kaiser, den trüben Zeiten der Erniedrigung unseres Vaterlandes bis zur glorreichen Wiederherstellung der alten Kaiserherrlichkeit durch die Hohenzollern.

Die ältesten Teile des Schlosses stammen aus der Zeit des Pfalzgrafen Rudolf I. (1294—1319), der Otto Heinrichs-Bau wurde im Jahre 1559 und der Friedrichs-Bau 1601—1607 erbaut.

In einem der Keller befindet sich das große Faß, welches 375 Hektoliter faßt. Das Schloß wurde am 2. März 1689 durch den französischen General Melac, sodann 1693 wieder von den Franzosen und am 24. Juni 1764 durch Blitzschlag zerstört. Seit 1883 hat die badische Regierung die Restauration einzelner Teile des Schlosses in Erwägung gezogen und zunächst umfassende Vorarbeiten hierzu angeordnet.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Traube von Jurançon.

Einer Sage des Béarner Landes nacherzählt von E. Müller-Meruéll.

Als die Mauren sich Spanien unterworfen hatten, führte sie ihr Eroberungsgelüste auch über die Pyrenäen nach dem Süden des Frankenreiches; wie eine wilde Räuberhorde fielen sie hier ein, alles weit umher verwüstend: harmlose Männer, Hirten, erschlugen sie oder führten sie fort, raubten die Weiber und verübten alle nur erdenkliche Schandthaten.

Schon mancher Held, wie z. B. Karl Martell, war gegen sie ausgezogen und hatte die ungebetenen Gäste mit starkem Arme zurückgeworfen; allein sie versuchten es immer wieder aufs neue, weiter vorzudringen und beunruhigten fortwährend die Grenzen. Endlich aber sollte ihnen das Wiederkommen gründlich und für immer verleidet werden: Karl der Große sammelte seine Heeresmacht und zog an der Spitze seiner berühmtesten Helden gegen diese ewigen Friedensstörer und jagte sie bis über den Ebro zurück.

Auch Roland, der vielbesungene Held und Liebling des großen Frankenkönigs, befand sich unter der Schar und starb, samt den meisten seiner treuen Knappen, den Heldentod im Thale von Ronceval; die wenigen Ueberlebenden derselben verirrten sich in dem wilden Gebirge, hierhin und dorthin.

Einer dieser Rolands-Knappen, Maugist genannt, ein ebenso frommer als tapferer Mann, kam nach langem Umherirren in die Gegend des Béarner Landes, wo jetzt das schöne Dorf Jurançon liegt, nicht weit von der Hauptstadt Pau, und welches seitdem durch den vortrefflichen Wein, der dort wächst, berühmt geworden ist. Damals aber war fast das ganze Land dort herum nur ein wilder Wald und in diesem, gerade an der Stelle, wo jetzt die Kirche des Dorfes steht, baute Maugist sich eine Klause aus Baumzweigen und Moos, richtete vor dem Eingang ein Kreuz auf und legte seine Waffen und Kriegskleid ab, um nach der Weise der Klausner jener Zeit fortan sein Leben nur Gott zu weihen und ihm zu dienen, nämlich durch Fasten und Beten und in Werken der Barmherzigkeit. Seine Nahrung bestand aus Wurzeln und Beeren des Waldes, sein Trank war das Wasser aus der klaren Felsenquelle und seine Kleidung verfertigte er sich aus Tierfellen.

Der Ruf von seinem gottesfürchtigen Leben verbreitete sich bald weit umher, und wo nur jemand krank wurde oder im Sterben lag, da wurde Bruder Maugist gerufen, denn er verstand auch heilsame Arzneien zu bereiten aus mancherlei wundersamen Kräutern, deren Heilkräfte er kannte; auch konnte er Fieber und Gicht durch Händeauflegen und Beten vertreiben.

In dieser Weise waren viele, viele Jahre vergangen und Maugist bereits ein Greis im Silberhaar, als er einst zu einem sterbenden Ritter gerufen ward, der sich im Gebirge verirrt hatte und von einem Felsen hinabgestürzt war. Der Sterbende wurde von dem brennendsten Durste gequält und verlangte sehnlichst nach einem stärkenderen Tranke, als das Wasser war, das man ihm geboten, weil man nichts anderes hatte. „Ach!“ seufzte er, „könnte ich doch noch einmal meine Lippen an solch' edelm Weine netzen, wie ihn mir meine Frau Mutter so oft zum Schlaftrunk kredenzte!“

Daß er diesen letzten Wunsch des Sterbenden nicht erfüllen konnte, ging dem guten Bruder Maugist gewaltig nahe; wohl suchte er weit und breit, ob er nicht einige Tropfen auftreiben könne, allein seine Bemühungen wurden leider von keinem Erfolge gekrönt, denn hier im Schatten mächtiger Eichen wucherten zwar Stechpalmen, Ginster, Epheu und Waldreben in üppiger Fülle, Brombeersträucher warfen ihre Ranken nach allen Seiten, Moose und Flechten überdeckten gleich einem weichen Teppich das scharfkantige Felsgestein, ja auch Vogelbeeren, Himbeeren und Schlehen reiften wohl noch an den spärlichen Sonnenstrahlen, die in dieses Dickicht drangen, aber Weinreben, edele Reben, aus deren Traube der süße, feurige Wein gepreßt wird, die fand der tiefbekümmerte Klausner nirgends, die waren damals dort noch unbekannt, und er mußte daher zu seinem großen Leid den sterbenden Mann ohne dieses Labsal, nach dem er schmachtete, von hinnen scheiden lassen.

Heiß und innig betete er nun, Gott möge ihn doch in seiner großen Barmherzigkeit jene edle Himmelsgabe irgendwo auffinden lassen, damit er künftig Kranke und Altersschwache mit dem stärkenden Saft der Traube erquicken könne. Und siehe da! sein Gebet ward auf wunderbare Weise erhört: Eines Morgens, als er bei dem ersten Scheine des Frührots vor seine Klause trat, um vor dem dort aufgepflanzten Kreuze

sein Gebet zu verrichten, sah er zu seinem mit heiliger Ehrfurcht gemischten Erstaunen, wie sich die zarten Ranken einer Weinrebe um den Fuß des Kreuzes wanden, als wollten sie das Symbol des Glaubens anbetend umschlingen. Man befand sich gerade in der Frühlingszeit und die Rebe trieb bereits bräunlich-grüne Blätterknospen.

Maugist betrachtete dieses so lange und heiß erbetene Gnadengeschenk mit heiliger Scheu, sank dann auf seine Kniee und brachte dem Geber alles Guten seinen tiefgefühlten Dank dar.

Unter der sorgsamsten Pflege des frommen Klausners wuchs nun dieser Weinstock nach und nach kräftig empor und bekleidete das Kreuz mit seinem heitergrünen Blätterschmuck; bald auch zeigte sich eine Blüte daran — aber auch nur eine einzige, und Maugist gelobte deren Frucht, die Erstlingsfrucht, in Dankbarkeit dem Himmel. Mit inniger Freude beobachtete er das stufenweise Wachsen und Reifen derselben, von den harten grünen Beeren bis zu der durchscheinenden rubinroten Traube, welche wie unzählige aneinanderhängende Blutstropfen, das Blut der Erlösung, am Kreuzesstamm vergossen, gleichsam versinnlichten.

Diese Traube blieb ihm fortan ein Heiligtum.

Diese Traube, die der fromme Bruder Maugist schon von der Blüte an dem Himmel geweiht, blieb ihm fortan ein Heiligtum, das er sorgsam hegte und pflegte wie seinen Augapfel und stets betrachtete er sie voll heiligen Entzückens und dankte gerührt dem himmlischen Vater für diese Gabe.

Die glühenden Strahlen der Sonne hatten endlich den köstlichen Saft der Traube durchdrungen, mit Feuergeist erfüllt und sie prangte nun in wundervoller Purpurfarbe. Da geschah es, daß Maugist eines Tages, als er vor seine Klause getreten war, um seine abendliche Andacht zu verrichten, vom Walde her einen Ritter in goldglänzender Rüstung, der einen stolzen Rappen ritt, herankommen sah. Als dieser den Klausner erblickte, hielt er an und begehrte von demselben einen erfrischenden Trunk. Maugist beeilte sich, dem Verlangen des Durstenden zu willfahren; er holte eine hölzerne Schale, schöpfte damit das krystallhelle Wasser aus der nahen Felsenquelle und bot dies dem fremden Rittersmanne freundlich dar.

Dieser aber, als er das gebotene Wasser erblickte, lachte höhnisch auf und fragte: „Hast Du wirklich nichts Besseres, Alter? Nüchternes, gemeines Wasser ist kein Trank für einen Rittersmann, besonders aber nachdem er stundenlang in diesem verwünschten Walde umhergeirrt ist.“

„Ich bin nur ein armer Einsiedler“, erwiderte Maugist sanftmütig, „der sich an dieser edeln Gottesgabe genügen läßt, um seinen Durst zu stillen. Mögen die Himmlischen auch Euch den Trunk gesegnen!“

Mit verdrießlicher Miene versuchte der Ritter einen Schluck des guten, frischen Wassers, unwillig aber wandte er sich dann davon ab und sagte zu dem Eremiten: „Besinne Dich, hast Du denn gar kein anderes Labsal mir zu bieten, als dies schlechte Getränke? Etwa einige Tropfen Wein oder wenigstens eine saftige Frucht? Ich will Dir ein gutes Stück Geld dafür geben!“

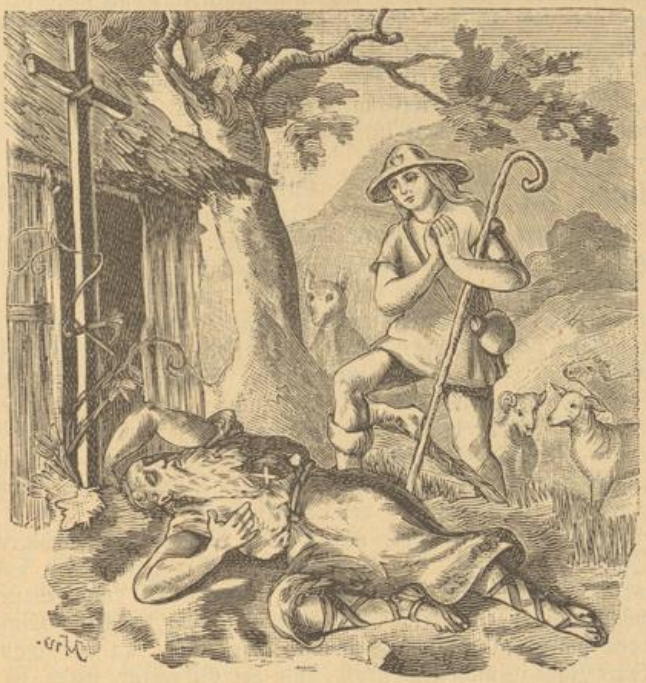
„Euren Wunsch, edler Herr, kann ich leider nicht erfüllen“, entgegnete der Klausner, „denn nichts dergleichen ist in meinem Besitze — für Geldeswert.“

Da fiel des Ritters Blick plötzlich auf den

Weinstock am Kreuze, er sah die saftstrotzende, dunkelrote Traube daran schimmern und zornig rief er aus: „Eine Lüge, Alter, steht schlecht zu Deinem Graukopf! Wie kannst Du so frech behaupten, Du habest keine Frucht in Deinem Besitz, während doch dort eine wundervolle Traube mir aus ihrem Laube entgegenlacht?“

„O Herr!“ rief Maugist, für seine so sorgsam gehütete Opfergabe ängstlich zitternd, aus, „diese Traube gehört nicht mir — sie war die einzige Frucht am ganzen Stocke, darum habe ich sie von der Blüte an der Gottesmutter gelobt.“

„Unsinn!“ rief der Ritter ärgerlich, während er von seinem Rappen stieg, „Haha, der Gottesmutter! Die braucht sie nicht, die hat keinen Durst, ich aber verschmachte schier. Geh, Alter, und laß mich mit dergleichen Aberwitz ungeschoren, nimm Vernunft an und gieb mir die köstliche Traube für dieses schöne Geldstück hier.“ Und dabei ließ er eine große Silbermünze im Sonnenlichte funkeln.



Ein Hirte sah den Bruder Maugist in seinem Blute liegen.

Allein Silber und Gold hatten schon lange ihre Macht über den frommen Einsiedler verloren; er hatte dessen nicht nötig, denn seine Bedürfnisse waren einfach. Mit Standhaftigkeit wies er daher das Ansinnen des Ritters zurück, und eine Gewaltthat fürchtend, stellte er sich schützend vor die geweihte Traube, um sie nötigenfalls mit seinem eigenen Leibe zu decken.

Ueber diese Hartnäckigkeit und Thorheit, wie der Ritter es nannte, ergrimmte dieser so sehr, daß seine Wut über solche Widersetzlichkeit gegen seine Wünsche ihn soweit fortriß, den ehrwürdigen Greis und redlichen Kämpfer zu überwältigen und ihm die Brust mit seinem Schwerte zu durchstoßen, so daß dessen rotes Herzblut die Traube bespritzte und der also Gemordete mit einem Angstrufe zu Boden sank.

Die blutbefleckte Traube riß nun der wilde Ritter ab, genießen aber mochte er sie nicht; mit Abscheu warf er sie weg; unmutig schwang er sich wieder auf sein Roß und ritt von dannen. — Ob ihn die Strafe für seine ruchlose That schon hienieden ereilte? Man hat es nie erfahren, denn niemand hatte ihn seitdem jemals wieder erblickt. —

Ein Hirte aber, der spät am Abend mit seiner Herde an der Klause vorüberzog, sah den von jedermann so hochverehrten Bruder Maugist in seinem Blute liegen. Noch atmete der Sterbende, obgleich seine Glieder schon zu erkalten begannen; noch war sein Auge nicht gebrochen, sondern strahlte in überirdischer Verklärung, und seine erbleichenden Lippen bewegten sich leise im Gebet.

Jammernd und wehklagend warf sich der Hirte über ihn und suchte sein aus tiefer Wunde strömendes Blut zu stillen; doch es war zu spät und das mörderische Eisen zu tief gedrungen — der Tod nahte mit raschen Schritten. Plötzlich schien es dem Hirten, als ertöne ein wunderbares Klingen hoch oben in der Luft, gleich wie Engelsstimmen, und es neige die Gottesmutter in himmlischer Klarheit sich über den Sterbenden, während sie mit süßer, lieblicher Stimme die Worte hören ließ:

„Fahre hin in Frieden, Du getreuer Knecht! Wisse aber: Deine Mühe und Arbeit soll nicht vergeblich gewesen sein; denn wenn Du auch nur einen einzigen Weinstock zu Ehren Gottes gepflanzt und gepflegt hast als ein redlicher Arbeiter, so soll derselbe doch künftig Hunderte von Setzlingen und Tausende von Früchten bringen, zum Segen des ganzen Landes. Die Traube, welche

Du in frommem Glauben den Himmlischen geweiht und mit Deinem eigenen Herzblute geschützt hast, soll fortan und immerdar wachsen und gedeihen; und wer ihren edeln Saft mit reinen Lippen trinkt, der soll Gesundheit, Kraft und Begeisterung in ihm finden; so wird denn aus Deiner Arbeit neues Leben sprossen."

Die himmlische Erscheinung verschwand und ihr nach zog des frommen Klausners Seele in seligere Gefilde. —

Der Weinstock Maugists aber breitete sich in der Folge aus über das ganze Land weit umher, wie es die Himmlische verheißen, und ward sein Segen und Reichtum. An der Stelle jedoch, wo die Klause gestanden und der fromme Bruder seinen Geist aushauchte, wurde später ein Gotteshaus gebaut, um das sich nach und nach ein Dorf, das Dorf Jurançon, lagerte, dessen vortrefflicher Wein noch heute weit und breit berühmt ist.

Wanderungen der Vögel.

Wer kennt nicht die Regel: An Mariä Geburt, fliegen die Schwalben furt? Aber warum, wie und wohin sie fliegen, darüber haben wohl viele Leser noch wenig gehört und vielleicht noch weniger Gelegenheit gehabt zu beobachten. Der Vetter vom Rhein will nun seinen Freunden zur Belehrung und Bereicherung ihres Wissens einiges darüber mitteilen. Am Rhein hat er vielfach Gelegenheit gehabt, fleißig zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln; was er nicht selbst erlebt hat, das hat er sich erzählen lassen von dem großen Naturforscher Dr. A. Brehm, als dieser vor wenigen Jahren noch lebte.

Nach dem Wohnorte teilt man die Vögel in drei Klassen: Standvögel, Zugvögel, Strichvögel. Standvögel bleiben das ganze Jahr hindurch in derselben Gegend. Ihre Zahl ist nicht sehr groß. Die meisten Körnerfresser: Sperlinge, Meisen, Feldhühner, viele Raubvögel zählen hierher. Eine der Hauptursachen, warum sehr viele Vögel wandern oder südwärts ziehen, ist der bei zunehmender Kälte entstehende Mangel an Nahrung. Die Wanderung geschieht instinktmäßig meist in großen Zügen, auch oft noch ehe sie ein wirkliches Bedürfnis dazu zwingt. Wenn eine Handlung, zu deren Vollziehung selbst von unserer Seite Erfahrung vorausgesetzt wird, vonseiten vieler Tiere ohne alle Erfahrung ausgeübt wird, und ohne daß sie den Zweck derselben erkennen, so wird sie gewöhnlich eine instinktive Handlung genannt. Ein kleiner Teil von Urteil oder Verstand kommt doch oft mit ins Spiel. Gegen den Herbst, im Monate September, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, kann ein fleißiger Beobachter die Vorbereitungen zu diesen Wanderungen oder diese selbst leicht wahrnehmen. Die Dächer gegenüber meiner Wohnung sind am frühen Morgen dicht mit Schwalben besetzt; sie waren die Nacht hindurch auf ihrer Wanderung und ruhen nun aus. Solche Plätze, wo Vögel auf ihren Zügen rasten, nennt man Herbergen.

Hoch über der Erde sieht man, wie sich große Scharen von Krähen sammeln, sie ziehen am Tage, ein andermal sieht man eine Gesellschaft von Gänsen, an deren Spitze einen kräftigen Gänserich, in ungeheurer Höhe, meist bei einbrechender Dunkelheit. Die meisten unserer Zugvögel ziehen des Nachts, manche auch am Tage, einige ununterbrochen Tag und Nacht, alle von Norden nach Süden, aber manche kommen auch im Winter von Norden her zu uns, wie die Schneeammern.

Krähen, Lerchen, Staren, Dohlen, Finken, Kukuke ziehen bei Tage; Stelzvögel, Schwimmvögel, Wachteln, Schwalben, Wiedehopfe ziehen bei Nacht. Von einigen Gattungen ziehen nur die Weibchen; der Buchfink hat den Namen „ledig" erhalten, weil von ihm die Weibchen fortziehen; ebenso ist es bei den Amseln, auch von vielen nordischen Schwimmvögeln kommen nur die Weibchen zu uns; das Männchen eines Eistauchers ist bei uns eine große Seltenheit. Manche Vögel werden auf ihren Zügen von Stürmen verschlagen und nicht selten werden Sturmvögel, Eiderenten, Flamingos in der Mitte Deutschlands getötet.

Ihre Wanderungen erfolgen meist in drei Richtungen. Die Flußthäler sind ihre Wegweiser. Die aus Mittel- und Westeuropa ziehen dem Rhein entlang durch die Einsenkung bei Belfort ins Rhonethal, an der spanischen Küste weiter und bei Gibraltar setzen sie über nach Afrika; oder vom Rhein aus ins Aarthal, von da zum Genfersee und nun wieder zum Rhone, oder sie ziehen durch Italien, Sizilien nach Malta und von hier nach Tunis. Die Vögel aus Osteuropa und Sibirien ziehen nach den Küsten des schwarzen Meeres, durch die Türkei und Griechenland, besuchen vorzüglich Cypern und setzen von hier aus in unglaublich kurzer Zeit über nach Afrika. Der Flug über das mittelländische Meer fällt nur sehr wenigen im Fluge ungeschickten Vögeln schwer. Die meisten setzen über ohne große Vorbereitungen, es sieht durchaus nicht aus, als fühle sich das Tier an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen. Die etwa dreißig Meilen weite Strecke von Cypern nach Egypten wird

in wenigen Stunden in einem Fluge zurückgelegt. Die Wachteln, denen der Flug sehr schwer fällt, setzen in Scharen über. Im übrigen aber durchwandern sie einzeln ihren ungeheuren Weg — sie kommen bis zum Kap der guten Hoffnung — zu Fuß. Merkwürdig ist, daß sie über die Alpen wandern und meist den Weg über den Gotthard nehmen. In Oberitalien werden sie auf ihrem Zuge von den dortigen Einwohnern in Netzen gefangen. Dieser italienischen Hab- und Gewinnsucht wurde schon längst von ganz Europa eine Rüge erteilt; aber bis jetzt ist dieselbe wirkungslos verhallt. Die Italiener fahren in ihrem Vernichtungswerk gegen die unschuldigen Geschöpfe ungestört weiter; doch wird gegenwärtig von den europäischen Staaten an einer internationalen Vereinbarung gearbeitet, welche diesem bedauernswürdigen Treiben bald ein Ende machen dürfte. Am Meere angekommen, sammeln sie sich in kleine Scharen; finden sie ihre Zahl hinreichend, so machen sie sich fertig zum Fluge und steigen anfänglich beinahe senkrecht in die Höhe. Am jenseitigen Ufer angekommen, sind sie so müde, daß sie besinnungslos niederfallen und viele werden in diesem Zustande von den Einwohnern mit Stecken totgeschlagen. In dem besinnungslosen Zustande verharren sie nur wenige Augenblicke, worauf sie sich aufraffen und ihren Weg fortsetzen. Diesen obengenannten ungeheuern Weg legt die Wachtel in der verhältnismäßig kurzen Zeit von Ende September bis April zurück. Andere Vögel kommen nur bis zum Tschad-See, die meisten bleiben in Egypten und Nubien, oder am Nordrande von Afrika, sehr wenige dagegen beziehen nur südliche Länder Europas. Alle kommen in den Monaten März und April wieder zurück. Afrika und die wärmeren Klimate können nicht als die Heimat unserer Zugvögel angesehen werden; sie brüten dort niemals, denn sie bringen auf ihrem Rückzuge keine Jungen mit sich. Es wäre gewiß nicht naturgemäß, wollten wir ihre Brutstätten nicht zugleich als ihre Heimat anerkennen.

Ihr Rückzug erfolgt viel schneller als ihr Wegzug, was besonders durch die vielen jungen, schwachen Vögel, die sich unter den Gesellschaften befinden, zu erklären ist. Die zurückkehrenden Vögel durchstreifen die Landschaften daher auch sehr rasch, und nicht selten kommt es vor, daß die Männchen den Weibchen um einige Tage voraus sind.

Eine ganz besondere Abteilung bilden die Strichvögel. Sie ziehen nicht übers Meer, auch wechseln sie ihre Wohnplätze nicht in derselben Zeit eines jeden Jahres, sondern das ganze Jahr hindurch. Mangel an Nahrung ist für viele Strichvögel der Beweggrund zur Ortsveränderung, doch bei den meisten ist der Begattungstrieb die Hauptursache. Herrscht im hohen Norden strenger Winter, so sind die befiederten Bewohner der Flüsse und Seen jener Gegenden genötigt, ihre bisherigen Heimstätten zu verlassen und neue Wohnplätze zu suchen. Wir finden dann an den offenen Stellen unserer Gewässer eine Menge nordischer Vögel, die sich hier tummeln und Jagd auf Fische und andere niedere Tiere machen.

Im strengen Winter des Jahres 1879/80 sah man am Neckar und am Rheine Wildenten, Regenpfeifer, Kiebitze, Sägetaucher bunt untereinander auf- und abziehen oder sitzend auf den Eisschollen am Rande der offenen Stellen in unmittelbarer Nähe menschlicher Wohnungen. Der Hunger hat sie hierher getrieben, denn seit jenem Jahre hat man, da wir nur milde Winter hatten, dies nicht zum zweitenmal beobachtet. Sehr häufig beobachtet man aber auch im Sommer seltene Vögel; es sind die Männchen, die auf Freiersfüßen gehen. Brehm erzählt hierüber u. a.: Ein Garten, in welchem man alles wachsen ließ, was und wie es wachsen wollte, wurde auf diese Weise nach und nach zu einem Lieblingsaufenthalt für die Vögel. Er war zu einer Herberge für Zug- und Strichvögel geworden, aber auch zu einer Brutstätte unserer Vögel überhaupt. So hatte sich auf einem dichtbelaubten Baume des Gartens ein Elsternpaar eingenistet. Um zu sehen, was geschehe, wurde eines Tages das Männchen weggeschossen; zu unserer großen Ueberraschung hatte sich des andern Tags schon ein anderes eingefunden, und das Weibchen, die Trauer um den ersten Gatten aufgebend, zeigte sich alsbald bereit, eine neue Ehe einzugehen. Auch dieses Männchen wurde geschossen und noch sieben andere hintereinander und immer wieder hatte sich ein neuer Genosse eingefunden. Hieraus erhellt sicherlich die Thatsache, daß es unter den Vögeln weit mehr Männchen giebt als Weibchen. Die vielen Hagestolze ziehen oder streichen beständig umher, sie befinden sich auf der Suche nach einem Weibchen.

Rätsel.

Wohl mancher wünscht es sich mit b,
Zur Messung dienet es mit d,
Mit f ist's immerhin ein Mann,
Wer's hat mit m, dem sieht man's an,
Mit n läufts fort und steht auch fest,
Mit s deckt's manches Vogels Nest. R.

(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

Doch ein Dieb.

Die Geisterstunde war schon nahe, als Ernst Heinz, Senior der Verbindung Concordia, in dem Universitätsstädtchen G... die über und über sprudelnde Fidelitas des Abschiedskommerses durch sein kraftvolles Silentium unterbrach. Mit wenig heiteren Worten mahnte er die Brüder zum Aufbruch, da es höchste Zeit wäre, seinen längst bekannten Ferienplan, eine Reise nach der Residenz, auszuführen. Alle erhoben sich, noch ein urkräftiger Salamander auf gegenseitiges Wohlergehen ward gerieben, der Kommers war zu Ende, und hinaus wanderte die jugendfrohe Schar dem nahegelegenen Bahnhofe zu.

Gerade zur rechten Zeit langten sie dort an; denn soeben war der über G... nach der Hauptstadt führende Nachtzug eingelaufen.

Die wenigen Minuten des Aufenthaltes schwanden unter fröhlichem Hin- und Wiederruf gar bald und kaum konnte der Brandfuchs Rupel seinem schon davonsausenden Leibburschen Stiefel, unserem Ernst, noch zurufen: Vergiß die Abenteuer nicht, bewahre aber Dein biederes Herz vor den diebischen Blicken der schmachtenden Residenztöchter.

Ob er der Abenteuer gedacht oder ihn die schönen Residenztöchter anzogen, weiß man nicht, doch sicher ist, daß unser Ernst Heinz, Studiosus der Medizin, obenbenamster Stiefel und wohlbetagtes Haus, die Absicht hatte, seiner einzigen Schwester Bertha, welche in der Hauptstadt verheiratet war, einen Besuch abzustatten.

In kreuzfidelster Stimmung sank unser Bursch noch ein wenig in Morpheus Arme und fuhr, umgaukelt von den heitersten Bildern, in den grauenden Tag hinein.

Dieser Tag aber hatte für den Schlummernden in sofern eine besondere Bedeutung, als an demselben vor zweiundzwanzig Jahren seine geliebte Schwester das Licht der Welt erblickte.

Um jener nun an ihrem Geburtstage eine rechte Ueberraschung zu bereiten, hatten sich Ernst und sein Schwager, der Kaufmann Julius Tüll, aus der weiten Ferne dahin verständigt, daß sie Bertha den geplanten Besuch verschweigen wollten.

Um 6 Uhr traf allmorgendlich der Zug von G... in der Residenz ein. Tüll wollte unbemerkt zum Bahnhof gehen, den Bruder seiner Frau abzuholen und ungesehen mit demselben in die Wohnung zurückkehren. Dann gedachte er, seiner Frau einen herzlichen Morgengruß zu bringen und sie zu dem schon vorher ausgeschmückten Geburtstagstisch in das geräumige Eßzimmer zu führen. Gleichzeitig sollte Ernst hinter dem Vorhange der nächsten Stube hervortreten und mit dem Rufe: „Viel Glück, lieb Schwesterchen" sie herzlich begrüßen und so ihre Freude erhöhen.

So erglänzte das Bild der nächsten Zukunft, das Luftschloß des Geburtstagsmorgen, gar lieblich, und die Wirklichkeit nahm allen Anlauf, es aufs Beste zu vollführen.

Unser Ernst erwachte beim Einfahren in den Bahnhof der Hauptstadt und ein herzliches: „Guten Morgen, mein Junge" vonseiten Tülls brachte ihn vollends aus dem Reich der Traumgötter in das der Erdgebornen.

Bald hatte eine Droschke die beiden aufgenommen und fort gings durch die erwachenden Straßen der Großstadt, ihrem Ziele zu. Nach kaum einer Viertelstunde, die unter dem Austausch der letzten Erlebnisse vergangen war, hielt das Gefährt vor Tülls Hause. Rasch waren die beiden Insassen hinaus, schnell und leise traten sie in den Flur und verschwanden mit wenig langgebeinten Sätzen in das etwas abseits gelegene Fremdenzimmer.

Beide Verbündeten stießen vergnügt an.

Hier stärkte ein Glas perlenden Weines — in Ermangelung des unter obwaltenden Umständen einstweilen fehlenden Mokkas, den weitgereisten Musensohn; und beide Verbündeten stießen ver-

gnügt an, sich gegenseitig ob des prachtvollen Gelingens ihrer famosen Idee gratulierend. Dann ließ Tüll seinen Schwager allein, um im Eßzimmer noch die letzte ordnende Hand anzulegen und dann seine liebe Frau, das Geburtstagskind, zu rufen.

Alles war mithin im besten Gange und was der Anfang versprach, hätte das Ende gehalten — wäre nur nicht Mariechen gewesen. Ja, Mariechen! Wer war Mariechen? Nun, eine niedliche kleine Blondine von 17—18 Jahren und erst seit kurzem in Tülls Hause. Auf Wunsch eines Geschäftsfreundes, dessen Tochter sie war, hatte Tüll sie aus der Provinz unter Zustimmung Berthas vor wenig Wochen bei sich aufgenommen.

Eine glücklich veranlagte Natur, fand sich Mariechen bald in das neue Leben hinein. Sie und Bertha waren schon gute Freundinnen und Marie kam auf jede Art und Weise dem Wunsche ihrer Eltern nach, das großstädtische Leben von der besseren Seite kennen zu lernen und sich überhaupt zu vervollkommnen.

Nur hatte sie anfangs eine rechte Furcht vor den Einbrechern und Dieben der Großstadt, über die sie zu Hause so viel des Gruseligen gehört hatte. Da sich indes keine der unheimlichen Gestalten, die sie auf den Treppengängen oder in dem Geschäfte Tülls gesehen, als Erzschelm oder Spitzbube entpuppt hatte, so war die Furcht allmählich eingeschlummert und am allerwenigsten dachte unser Mariechen wohl heute morgen an dergleichen.

Stets eine der ersten auf, hatte sie schon in früher Stunde, trotz der sie umgaukelnden Traumgestalten, ihr Lager verlassen und bald nachdem Tüll seinen Schwager verlassen, rief sie der Lisette, die in der Küche bereits mit Theekessel und Kaffee wirtschaftete, ein „Gut geschlafen“ zu und war eben im Gespräch mit derselben — vielleicht über den links auf der Borte prangenden wohlgespickten Geburtstagsbraten — als sie plötzlich ausrief: „O, ich habe mein Geschenk noch gar nicht aufgestellt, nur schnell ins Fremdenzimmer, wo ich es gestern versteckte.“

Gesagt — gethan. In ihrem Eifer hatte Marie auf nichts geachtet und schon ihr Angebinde, eine Stickerei und einen Amor, der auf seinem gespannten Bogen einen wunderschönen Haarpfeil trug, in der Hand, als sie aufgeschreckt durch ein Geräusch von Ernst — der die so liebliche, urplötzlich auftauchende Erscheinung anstaunte — aufblickte.

Was war das?! Ein wildaussehender Mensch, eine offenstehende Kommode, ein ausgekramter Koffer. Schrecklich begann es in Mariechen zu dämmern. Mit aufgerissenen Augen starrte sie auf das Bild. Ein Schrei des Entsetzens — der Amor stürzte zu Boden und schien noch sterbend seinen Pfeil nach unserm Ernst schleudern zu wollen.

Sogleich stürzten alle kampfbereit, mit den ersten, besten Instrumenten bewaffnet, der Tüllschen Wohnung zu.

Gleichzeitig war die Erschrockene zur Thür hinaus, die dröhnend hinter ihr ins Schloß fiel, und mit dem Rufe: „ein Dieb, ein Dieb“, eilte sie zu Lisette. Diese, nicht minder furchtsam, riß das Küchenfenster auf und schrie nach dem gegenüberliegenden Warenlager, wo die Commis und sonstigen Bediensteten ihre Tagesthätigkeit begannen: „Hilfe, Hilfe, ein Dieb!“ Sogleich stürzten alle kampfbereit, mit den ersten, besten Instrumenten bewaffnet, der Tüllschen Privatwohnung zu, auf ihrem Wege alle Begegnenden mit sich fortreißend. Viele der Hausgenossen liefen herbei: Frauen in der schönsten Morgentoilette, Männer halb angekleidet und Kinder im bloßen Hemde — allen voran, seiner Pflicht eingedenk, der wohlbeleibte Portier. In der Eile hatte er einen Frauenmantel statt seines Amtsrockes angezogen, den Dreimaster quer aufgestülpt und so schwang er drohend seinen Szepter, den wohlgeputzten Nachkommen des Knittels.

Das waren Sachen des Augenblicks und schon

drang die bunte Schar, geleitet von Mariechen und Lisette, die ihnen in ihrer Kopflosigkeit entgegengerannt, in den noch offenen Korridor, als Tüll verwundert dem Haufen entgegentrat, um sich nach dem, auch zu ihm gedrungenen Lärm zu erkundigen.

Aus dem kurzen Wahn, daß es sich etwa um eine Ovation zum Geburtstage seiner Frau handle, halfen ihm gar bald der Anblick zweier wohlbewaffneter Diener der Gerechtigkeit, die der Lehrling eiligst aus dem nächstgelegenen Polizeirevier geholt, wie die immer lauter tönenden Rufe: „Wo ist er? Aufgepaßt! Haut ihn!“

Da lief auch Ernst herbei und wie urplötzlich hallte es: „Da, da ist der Dieb, greift ihn!“

Einen Augenblick sahen sich Tüll und Ernst ganz erstaunt an und letzterer schien nicht übel Lust zu spüren, mit einem Donnerwetter Aufklärung zu verlangen; denn nach dem Vorangegangenen konnte er nur zu gut sehen, daß es auf seinen, infolge der letzten Kneipe und der mehrstündigen Nachtfahrt etwas verkaterten Korpus abgesehen war. Da fiel es auch seinem Schwager, der das zitternde Mariechen und ihre Bundesgenossin Lisette erblickte, wie Schuppen von den Augen. — Ein schallendes Gelächter hüben und mehr als zwanzig verdutzte Gesichter drüben war die nächste Folge.

Nun kam natürlich die Aufklärung, und wer noch gezweifelt, wurde vollkommen beruhigt, als auch Frau Tüll hinzutrat, ihren Bruder auf das innigste begrüßte und mit Verwunderung nach dem seltsamen Aufzuge fragte.

Als ihr dessen Bedeutung kund, bedankte sie sich lächelnd mit ihrem Mann bei den Hausgenossen, die so pflichteifrig ihr Hab und Gut hatten verteidigen wollen, und die meisten, wie die zwei der Gerechtigkeit, verließen erst, nachdem sie sich durch einen guten Frühschoppen gestärkt, den Schauplatz ihrer kurzen Thätigkeit.

Endlich saßen denn auch die drei, Julius Tüll, seine Frau und Ernst beim Geburtstagskaffee zusammen. Selbstredend besprach und belächelte man die merkwürdige Szene und Bertha, erst jetzt vollständig über den Hergang aufgeklärt, meinte lächelnd zu ihrem Manne gewandt: „Siehst Du, lieber Julius, das kommt davon, wenn man — vor seiner Frau Geheimnisse hat.“

Unser Mariechen war aber für diesmal durchaus nicht für den Familientisch zu gewinnen gewesen, und die ersten Tage wagte sie gar nicht, zu dem neuen Bekannten aufzublicken. Ja, wenn unter den Anspielungen und Neckereien, die natürlich in Bezug auf ihre Schwarzseherei unausbleiblich waren, des Studiosen Blitzworte besonders hervorleuchteten, glaubte sie zum erstenmale zu fühlen, was Haß sei.

Aber wer versteht die Gefühle zu enträtseln, wer weiß das Für und Wider des Herzschlages zu deuten? —

Gar bald schauten ein paar blaue Mädchenaugen ebenso schalkhaft als innig in die dunklen Gluten eines bald zaghaft, bald kühn leuchtenden Jünglingsantlitzes.

Wie das Band sich geknüpft, wir wissen es nicht — heißt es doch von der Liebe: Sie kommt nicht, sie ist da.

Indes — soviel steht fest — als die Ferien ihrem Ende nahten, saß unser Ernst am Morgen des zur Abreise bestimmten Tages mit seinem Mariechen zusammen. Er hatte den Arm um den Nacken der jugendlich Errötenden geschlungen, in deren Augen zwei große Thränen wie ein paar köstliche Diamanten perlten.

Hoch hob sich die Brust des glücklichen Musensohnes und es entrangen sich ihr die Worte: „Sieh, mein lieb Mariechen, was wollen wir traurig sein! In diesem Semester mache ich mein Examen und dann.....“

„Und dann“ — vollendete lächelnd die eintretende Bertha — „und dann warst Du doch ein Dieb, und Marie wird Dich dafür in ein ewiges Gefängnis einschließen und Dir unzerbrechliche Fesseln anlegen, das Gefängnis aber ist ihr treues Herz und die Fesseln ihre unvergängliche Liebe.“

Auch ein Kompliment.

(Auf einem Balle.)

Tänzer: Sie waren so gütig, mir diesen Walzer zu versprechen, mein Fräulein!

Tänzerin: Wie? Ich glaubte, es sei eine Polka gewesen, Herr Wolf?

Tänzer: Fuchs, mein Fräulein, mein Name ist Fuchs!

Tänzerin: Ach richtig! Ich wußte doch, daß es ein Tier sei!

Sonderbarer Rechtsbegriff.

(Auf dem Wochenmarkt.)

Eine Butterfrau zur andern: Hast's schon gehört? 's Annele ist mitg'nomme worde von der Polizei; sein Butter hat ein Viertel z'wenig g'woge. Recht g'schieht's ihr schon, denn 's richtig G'wicht, des muß mer de Leut' gebe für ihr Geld — 's hätt' ja en Mocke (Handvoll) Mehl drunter wirke könne.

Ein heiteres Kleeblatt.

Seht dieses heitre Kleeblatt,
Zerrissen Wams und Hose,
Doch jeder möcht ins Knopfloch
Die allerschönste Rose.

Nur schmale Bissen giebt es,
Nur dünne Supp' zu Hause,
Und doch, welch' froh Begehren
Nach einem duft'gen Strauße!

Welch' lachende Gesichter!
Welch' blühend junges Leben!
Die Alte kann nicht anders,
Sie muß ein Sträußlein geben.

Sie will ja keine Münze,
Sie sieht nur freud'ge Blicke,
Und giebt's, damit ihr Sträußlein
Beglückte Armut schmücke.

O wahre, heit'res Kleeblatt,
Den Sinn für duft'ge Sträußer,
Mit Blumen und mit Frohsinn
Schmückt man auch arme Häuser.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Eine Sylvesternacht.

Von J. Erhardt.

Ich war im Jahr 1868 als junger Angestellter mit zwei Freunden zu Weihnachten nach Hause gekommen, um die Ferien bei meinen Eltern zu verbringen. Letzteren war eine derartige Begleitung stets sehr willkommen, da ihnen dadurch Gelegenheit wurde, die Gesellschaft kennen zu lernen, in welcher ich mich bewegte. Doch schien es mir diesmal sogleich bei unserer Ankunft, als ob es der Mutter lieber gewesen wäre, wenn ich keine fremde Gäste mitgebracht hätte. Es mochte ihr, die schon seit mehreren Wochen leidend war, bange sein vor dem Lärm, den wir drei lebenslustige Leute ins Haus brachten. Doch sie war viel zu gut, um uns irgendwelche Unzufriedenheit fühlen zu lassen, ja es schien, als ob sie ihre Gebrechlichkeit verbergen und die Sorgfalt für uns verdoppeln wolle. Sie sprach stets sehr wenig, doch wußte sie immer mit jener Aufmerksamkeit, welche nur Frauen, insbesondere einer Mutter eigen ist, alle unsere Wünsche zu befriedigen, bevor dieselben nur geäußert wurden. Wie immer, verbrachten wir jungen Leute die Weihnachtsfeiertage fröhlich und heiter. Ich selbst hatte zwar eine schwere Last auf dem Herzen. War ich doch so unverantwortlich leichtsinnig gewesen, die Summe, welche mir der Vater im Herbst zum Ankauf eines Klaviers und zur Begleichung von Kleiderrechnungen eingehändigt hatte, bis auf den letzten Heller durchzubringen und noch beträchtliche Schulden dazu zu häufen. Die Sorge, wie ich mich aus der Schlinge ziehen könne, marterte mich Tag und Nacht, denn der Vater, welcher die mageren Verhältnisse unserer Art von Angestellten genau kannte und mit seinem Zuschuß deshalb nicht gerade geizte, war äußerst streng und hatte zudem Ursache, mir auf die Finger zu sehen, da er schon mehrmals bedeutende Rechnungen für mich hatte doppelt bezahlen müssen. Um meine Angst zu verbergen und die Gewissensbisse totzuschweigen, entwickelte ich nun aber eine Art Galgenhumor, der immer toller wurde, je näher es dem Ende der Ferien d. h. dem Tage zuging, an welchem ich dem Vater ein Geständnis machen mußte.

Ich hatte keine Mutter mehr.

Dem Auge der Mutter war aber mein Seelenzustand nicht entgangen; mein auffallendes Benehmen und mein scheues Ausweichen auf die Fragen nach den Unterhaltungen, die ich am Klavier finde u. s. w. hatten ihrem besorgten und feinfühlenden Herzen meine ganze jämmerliche Lage klar gemacht, und es bedurfte meinerseits keines ausdrücklichen Geständnisses, als sie mir am dritten Tage nach Weihnachten ihre Besorgnisse mitteilte. Die gute Mutter sagte kein weiteres Wort, als ich beschämt vor ihr stand, ich sah nur, wie große Thränen über ihre abgehärmten Wangen herabrollten. Ach, diese Thränen der Mutter! Sie brannten mich wie Feuer, sie erschütterten mich mehr, als es die heftigsten Zornesausbrüche und Vorwürfe des Vaters vermocht hätten! Und doch, wie feig benahm ich mich! Statt dem Vater meine Lage einzugestehen, verfiel ich bald wieder dem ungebundensten Treiben, es der armen Mutter überlassend, mit dem „Alten“ über die Sache fertig zu werden.

Am letzten Tage im Jahre hatte ich mit meinen Freunden einen Ausflug nach einer benachbarten Stadt unternommen. Als wir abends singend und johlend zurückkamen, lag die Mutter auf dem Sopha; sie war sehr angegriffen, lächelte uns aber zu und bedauerte nur, für heute abend

unsere Bedienung der Magd überlassen zu müssen. Wir erklärten jedoch, daß wir die Sylvesternacht nicht im Hause, sondern in öffentlicher Gesellschaft zubringen wollten. Sofort bemerkte ich, wie bei dieser Erklärung ein Schatten über das Gesicht der Mutter flog, und als sie, mich bei der Hand ergreifend, bittend und schmerzlich zugleich zu mir aufblickte, rief ich: „Mutter, ich werde ganz bestimmt um 11 Uhr zu Hause sein und mit Dir und Vater den Jahresschluß abwarten!“ Sie schien damit befriedigt, denn sie drückte meine Hand, bevor sie dieselbe los ließ.

Mein der Mutter gegebenes Versprechen war gewiß ein aufrichtiges; aber die Jugend ist eben sehr leichtsinnig und läßt oft gerade gegen diejenigen, denen sie die größte Dankbarkeit schuldet, die einfachsten Rücksichten außer Acht. Wir fanden lustige Gesellschaft, bei welcher die Stunden nur zu schnell verrannen. Als die Glocken vom Turme den Wechsel des Jahres verkündigten und man sich gegenseitig beglückwünschend umarmte, fühlte ich allerdings bei dem Gedanken an das der Mutter gegebene Versprechen Gewissensbisse; ich dachte auch schon daran, nach Hause zu eilen; da wurde ich rechts und links am Arme gefaßt; ein wildes Lied brauste durch den Saal, und fort trieben wirs im lustigen Strudel bis der Tag graute. Mit wüsten Köpfen schlichen wir meinem elterlichen Hause zu. Wir bemerkten nicht, wie die Lichter hin und herhuschten, wir bemühten uns nur, möglichst unbemerkt in unsere Betten zu gelangen.

Da, eben als ich in mein Zimmer treten will, kommt die Magd schluchzend auf mich zu, sagt mir, daß sie mich überall gesucht und nicht gefunden habe und winkt nach dem Schlafzimmer der Eltern. Eine schreckliche Ahnung krampfte mein Herz zusammen; an allen Gliedern zitternd öffnete ich die Thüre des Zimmers; der Vater saß mit schmerzerfülltem Antlitz am Bette der Mutter, ich lief hinzu. Da lag die Teure — starr und kalt — das Auge gebrochen ..... ich hatte keine Mutter mehr!

Was half es mir, daß ich mich vor Schmerz am Boden wälzte, daß ich in unendlichem Weh aufschrie? Meine Mutter war tot, sie hatte keinen Blick mehr für mich. Der Vater ließ mich austoben und gab mir keine Antwort auf meine hervorgestoßenen Fragen nach den letzten Augenblicken der Mutter. Ach, wenn ich nur gewußt hätte, was die liebe Mutter in ihren letzten Augenblicken von mir gedacht und gesprochen hat! Ob sie mir vielleicht böse war, weil ich wortbrüchig gewesen! Aber da war niemand, der mir nur ein Wort des Trostes sagen konnte oder wollte, ich hatte das Gefühl, als ob mich jedermann im Hause vorwurfsvoll ansehe. — Meine Freunde verabschiedeten sich, als die teuern Ueberreste der besten Mutter zur Erde bestattet waren. — Die Ferien gingen zu Ende: auch ich mußte wieder abreisen. Der Vater zählte mir vor dem Verlassen des Hauses die Summe in die Hand, mit welcher er mich stets auszustatten pflegte und begleitete mich dann zur Bahn. Ich hatte es nach dem Tode der Mutter noch weniger als vorher über mich gewinnen können, ihm von meiner fatalen Lage Mitteilung zu machen. Da, noch ein Händedruck — es gleiten mehrere Papierscheine in meine Hand, und ich höre aus meines Vaters Mund die Worte: „Das verdankst Du Deiner seligen Mutter, ihre letzte Bitte auf dem Sterbebette an mich galt Dir; ich selbst hätte Dich Deinem Schicksal überlassen.“

So verdankte ich treuer Mutterliebe zunächst meine Rettung aus äußerlicher Not, aber ihr Segen hat sich auch noch in anderer Weise an mir bewährt und mich begleitet durch mein bisheriges Leben. Suchte ich bisher ihren Kummer über meinen leichtfertigen Lebenswandel durch Liebkosungen und Versprechungen, die ich nie hielt, zu verscheuchen, so erfüllte mich jetzt ein tiefer Schmerz und peinigende Reue über meine Erbärmlichkeit. Feuerige Kohlen brannten auf meinem Haupte, und ich fand Kraft, zurückzukehren von meinem Leben des Leichtsinnes und der Schwäche zu einem Leben des Ernstes und der Entschiedenheit, das mir nicht nur die Liebe und Achtung des Vaters zurückgewann, sondern mir auch die Beruhigung gab, daß die selige Mutter mit mir zufrieden ist, die nicht abließ, für mich zu bitten. — Möge die Erzählung meiner Erfahrungen auch Dich zurückrufen, lieber Leser, wenn Du ähnliche Wege wandelst.

Das fromme Hirtenmädchen.

Während eines Gewitters.

E schreckli G'witter! Blitz und Schlag uf Schlag!
In finstri Nacht v'rwandlet si d'r Tag.
Die arme Schäfli luege still mi a,
Sie wisse nit, aß i nit helfe cha.

I selber stand jo in B'rzwiflig do,
I cha doch mini Schäfli nit v'rlo!
„Du liebe Herrgott hilf is, sei so guet,
„Und mach', aß is kei Blitzschlag schade thuet!“

Und im e Rung wird scho d'r Himmel blau,
Uf 's neu grüeßt d'Sunne wieder Wald und Au.
Und 's Hirtemaidli ordnet sini Hoor:
„D'r lieb' Gott het is b'hüetet in d'r G'fohr!“

R. Reitzel.

Das Rathaus in Karlsruhe.

Unter den öffentlichen Gebäuden, welche im Anfang dieses Jahrhunderts in Karlsruhe errichtet wurden, nimmt das Rathaus eine hervorragende Stelle ein. — Am 7. Mai 1821 fand die feierliche Grundsteinlegung in Anwesenheit des Großherzogs Ludwig statt. In den Grundstein wurde eine silberne Platte eingeschlossen, auf welcher die Gründungsurkunde eingraviert ist. Laut derselben hatte Karlsruhe damals 970 Häuser und 16,199 Einwohner. Ober-Baudirektor Weinbrenner leitete den Bau, der im Jahre 1825 vollendet wurde und 260,000 Gulden kostete. — Seit dieser Zeit hat sich die Residenzstadt Badens bedeutend vergrößert und verschönert und ihre Einwohnerzahl um mehr als das dreifache zugenommen.

Der Urteilsplatz mit dem Rathaus und Sieges-Denkmal in Lahr.

Der Wahrspruch der Zigeunerin.

Es war eine Woche nach der für Karl I. von England verhängnisvollen Schlacht bei Marston-Moor, als ein armes Bauernmädchen aus jener Gegend mit einem kleinen Päckchen unter dem Arm auf der Straße nach London hinschritt. Sie war schön gewachsen, hatte ein sanftes, einnehmendes, von prächtigen Locken umrahmtes Antlitz und mochte ungefähr 16 Jahre zählen. Die dürftige Kleidung war nicht imstande, den unendlichen Liebreiz ihrer Gestalt in Schatten zu stellen. Das Päckchen enthielt ihre wenigen Habseligkeiten.

Jenny war die Tochter eines armen Bauern, welcher durch die ununterbrochenen Unruhen sein kleines Besitztum und sein Leben eingebüßt hatte. Bei den letzten Kämpfen in jener Gegend war das Häuschen ein Raub der Flammen geworden. Der alte Vater hatte in den Flammen sein Grab gefunden und Jenny, welche nur mit Mühe gerettet worden, mußte jetzt unter fremden Leuten ihr Fortkommen suchen. Sie hatte beschlossen, in der Riesenstadt einen Dienst zu suchen. Es erschien ihr in ihrer Lage als das geeignetste Mittel, um ihr Fortkommen zu begründen.

Allein die Schwierigkeiten, welche sich ihrem Vorhaben entgegenstellten, waren größer, als sie es sich hatte träumen lassen. Als armes unbekanntes Mädchen aus der Fremde hatte sie niemand, der für sie bürgte. In den Mietskomptoiren fiel sie durch ihre große Schüchternheit, mehr aber noch durch ihre Unwissenheit auf. Sie verstand sich auf keine jener weiblichen Arbeiten, die in den Städten verlangt werden. Nur mit den groben Feldarbeiten, die sie jahrelang daheim getrieben, wußte sie Bescheid, und darnach wurde in der gewaltigen Weltstadt gerade am wenigsten gefragt.

Sie hatte bei einer armen, aber mitleidigen Witwe ein Stübchen inne. In der Nähe ihrer Wohnung lag das Haus eines reichen Brauers, welcher eine Menge Leute beschäftigte. Die Witwe erfuhr eines Tages, daß der reiche Nachbar noch ein Mädchen suche, um eine Anzahl Flaschen Porterbier täglich auszutragen. Sie empfahl ihre Mieterin, und Jenny stellte sich vor und wurde angenommen. Sie versah ihren Dienst mit Pünktlichkeit und Treue und erfreute sich bald der vollkommensten Zufriedenheit ihrer Herrschaft.

Es war daher sehr natürlich, daß, als das Stubenmädchen der Brauersleute sich verheiratete, Jenny in deren Stelle befördert wurde. Nach wie vor erfüllte sie ihre Pflichten mit der äußersten Gewissenhaftigkeit. Der ansehnliche Lohn, welchen sie erhielt, machte es ihr möglich, sich zierlicher und geschmackvoller als früher zu kleiden. Doch blieb sie einfach und bescheiden in ihrem Wesen. Die gewöhnlichen leichten Vergnügungen junger Mädchen ihres Alters reizten sie nicht. Ihre einzige Zerstreuung bildete ein Spaziergang mit ihrer früheren Wirtin, an welche sie sich mit der ganzen Zärtlichkeit eines Kindes angeschlossen hatte.

So kamen sie unter anderm auch an einem schönen Sommermorgen überein, einen Ausflug nach einem benachbarten Dorfe zu machen. In der Frühe brachen sie auf und gaben sich mit Entzücken dem Zauber hin, welchen Wald- und Wiesengrün, wogende Kornfelder und milde reine Landluft auf die Bewohner großer volkreicher Städte auszuüben pflegen. Das junge Mädchen hatte sich in ihre Kinderjahre zurückversetzt. Sie hatte Blumen gepflückt und Kränze gewunden, mit den Landleuten geplaudert und sich von einem frischen kräftigen Bauernburschen über einen See rudern lassen. Ehe man es sich versah, war die Mittagszeit herangekommen. Nun traten sie in ein kleines zwischen Obstbäumen verstecktes Gasthaus, nahmen vor dem weißgescheuerten Tische im Saale Platz und beauftragten die Wirtin, ein paar Gläser Milch nebst Butter und Brot zu bringen.

Niemand war außer ihnen im Zimmer anwesend. So konnten sie ungestört ihr frugales Mahl zu sich nehmen und darnach noch ein Stündchen der Ruhe pflegen. Schon dachten sie daran, aufzubrechen und den Heimweg anzutreten, als die Thür sich öffnete und ein altes in Lumpen gehülltes Weib mit einem halbnackten Kinde auf dem Arme eintrat.

Der braune Teint, das schwarze verwilderte Haar, die dunklen stechenden Augen verrieten die Zigeunerin. Das schmutzige Weib näherte sich den beiden Frauen in demütig bittender Haltung.

Jenny legte ein Geldstück in ihre Hand und klopfte dem hübschen Kinde die Bäckchen.

„Ist es Euer eigenes?“ fragte sie freundlich.

„Nun gewiß!“ erwiderte das Weib grinsend, „glaubt Ihr denn, daß alle Zigeunerinnen Kinder stehlen? Wir haben oft selbst nichts zu brocken und zu beißen!“

„Wo ist Euer Mann!“ forschte Jenny weiter. Die Zigeunerin deutete mit einer wehmütigen Geberde nach oben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Ihr seid recht unglücklich!“ fuhr Jenny mitleidig fort. „Kann ich etwas für Euch thun? Wollt Ihr nicht einen Dienst annehmen?“

Die Zigeunerin schüttelte den Kopf. „Ich bin an das Wanderleben gewöhnt“, erwiderte sie. „Man kann den Zugvogel nicht zwingen, in seinem Neste zu bleiben. Gebt mir Eure Hand, Jungfrau, ich will Euch etwas Gutes prophezeien!“

„Wenn mir aber nun Böses bestimmt ist“, wandte Jenny ein, „wie wollt Ihr mir da Gutes verkünden?“

„Einem so schönen gutherzigen Mädchen kann es niemals ganz traurig ergehen“, meinte das Weib, „Ihr seid zu schön und gut für das Unglück!“ Jenny hielt lächelnd ihre kleine, von der Arbeit wenig gebräunte Hand hin. Die Fremde ergriff sie und betrachtete aufmerksam die Linien der inneren Fläche. „Hier!“ murmelte sie dann, „das ist sehr sonderbar. Daß es Euch einmal gut gehen müßte, habe ich wohl geglaubt; allein daß Ihr so hoch steigen würdet —“

„Laßt den Unsinn, Frau!“ lachte Jenny, indem sie einen Versuch machte, ihre Hand zurückzuziehen, „ich sehe schon, Ihr treffts nicht!“

Gebt mir Eure Hand, Jungfrau, ich will Euch prophezeien!

„Nur noch einen Augenblick, Jungfer!“ bat die Wahrsagerin, „die Vorsehung hat Großes mit Ihnen vor. Sie werden die Mutter einer Königin, die Großmutter zweier kronentragenden Frauen werden. Sehen Sie dieses Netz von Linien, durch welches die Lebenslinie geht? Das ist die Krone der Ahnfrau.“

„Hört auf mit Eurem Geschwätz!“ rief das hübsche Stubenmädchen, indem sie unmutig ihre Hand zurückzog. „Ich denke nicht daran, in einen so vornehmen Stand hineinzuheiraten. Da würde ich mich erst recht unglücklich fühlen. Nein, lieber bleibe ich ledig!“

„Seinem Schicksal kann niemand entgehen!“ rief die Zigeunerin in feierlichem Tone, „ob Glück oder Unglück, es ist alles die Bestimmung einer höheren Macht, gegen welche der Mensch vergeblich ankämpft!“

Jenny machte sich ziemlich unmutig auf den Heimweg. Sie schalt auf die Zigeunerin, welche ihr die Klarheit und Ruhe ihres inneren Wesens gestört hatte. Ihre Wirtin erschöpfte sich vergeblich in Trostgründen; Jenny blieb dabei, es sei das größte Unglück für sie, wenn sie in einen hohen Stand hineinkomme, und sie werde alles thun, um diesem durchaus beklagenswerten Lose auszuweichen.

Jenny fuhr in ihrer einfachen bescheidenen Lebensweise fort, doch konnte sie keinen Gang über die Straße thun, ohne die Blicke auf sich zu ziehen. Ihre Schönheit wurde bewundert, und sie erhielt mehrfach Anträge zur Verheiratung, die sie jedoch zurückwies. Zu ihrem Erstaunen erhielt sie eines Tages ein mit einem Wappen versiegeltes Schreiben, in welchem ihr sogar Lord Washington Warbeck seine Hand anbot. Nach kurzer Ueberlegung lehnte sie auch diesen ehrenvollen Antrag ab, denn sie sagte sich: Ich will einen Mann meines Standes heiraten und glücklich werden in bürgerlichen Verhältnissen, für welche ich erzogen bin. Noch oft suchten sich ihr junge Männer aus den vornehmsten Kreisen in der redlichsten Absicht zu nähern, so daß sie zuletzt ängstlich nach einem Mittel spähte, dem ihr von der Zigeunerin prophezeiten hohen Stande zu entgehen.

In dieser Not kam ihr ihr Brotherr zu Hilfe; er war unterdes Witwer geworden und in

den weitesten Kreisen als ein Ehrenmann bekannt, außerdem stand er im günstigsten Alter und verband mit einer ansprechenden Gestalt die feinen Umgangsformen eines gebildeten Mannes.

„Wenn Ihr vor den schillernden Schmeißfliegen Ruhe haben wollt, liebe Jenny", redete er sie eines Tages in wohlwollendem Tone an, „so entschließt Euch, mir als Gattin und Gebieterin meines Hauses vor den Altar zu folgen. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß ich der Mann bin, Euch den nötigen Schutz angedeihen zu lassen. Daß ich Euch in herzlicher Liebe zugethan bin, brauche ich gleichfalls nicht hinzuzufügen. Solches geht aus meinem Antrage zur Genüge hervor."

Das war ein Wort zu seiner Zeit. Jenny hegte die höchste Achtung für ihren Prinzipal, und jetzt, da er so offen und gütig zu ihr sprach, war es ihr, als sei nur er allein der Rechte, dem sie unter Tausenden vertrauen konnte. Ohne sich lange zu besinnen, gab sie ihr Jawort. Wenige Wochen darauf fand die Hochzeit statt und alle die vornehmen Freier mit und ohne reelle Absichten mußten das Feld räumen. Das Ehepaar lebte einige Jahre lang sehr glücklich. Dann aber trat der Tod störend in das schöne Verhältnis. Der Brauereibesitzer starb. Er hinterließ der Gattin das gesamte beträchtliche Vermögen. Wie es in derartigen Fällen zu geschehen pflegt, sahen die Verwandten des Geschiedenen mit Neid und Haß auf die Glückliche. Man strengte einen Prozeß gegen sie an, um ihr das Vermögen streitig zu machen. Glücklicherweise gewann sie in dem berühmten Sachwalter Edward Hyde, welcher auch das Testament zu ihren Gunsten aufgesetzt hatte, einen Freund. Er führte ihre Angelegenheiten mit ebensoviel Eifer als Gewandtheit durch. Sie gewann den Prozeß und reichte, einem Gefühl der Dankbarkeit folgend, dem Anwalt ihre Hand.

Diesmal blieb ihre Ehe nicht kinderlos. Die Tochter, welche sie gebar, Anna Hyde, erhielt eine glänzende Erziehung. Sie verriet schon als Kind die Spuren dereinstiger außerordentlicher Schönheit. Jenny dachte wohl kaum noch an die Prophezeiung der Zigeunerin. Obwohl den besseren Ständen angehörend, zählte ihr Gatte doch weder zu den Reichen noch Vornehmen dieser Erde und ihr Leben floß, wenn auch in jener Behaglichkeit, welche ein erträgliches Amt und ein gut verwaltetes Vermögen gewähren, doch in ziemlicher Gleichmäßigkeit dahin. Jenny hatte vor dem Talente und den Kenntnissen ihres Gatten allerdings einen gewaltigen Respekt; aber um daran eine außerordentliche Karriere zu knüpfen, war sie über den Wert und den Umfang derselben zu wenig im klaren. Daß Hyde von Stufe zu Stufe stieg, daß er Geheimer Rat, Minister wurde, fand sie in der Ordnung. Erst als seine Macht von Tag zu Tag wuchs, als er zum Range eines Grafen Clarendon erhoben, ihm die Würde des Kanzlers übertragen wurde und sie bei allen Hoffesten erscheinen mußte, mochte die Erinnerung an die Worte jenes Weibes wieder in ihr wach werden. Inzwischen war sie jedoch mit dem vornehmen Stand, in welchen sie ohne ihr Zuthun hineingekommen war, vollständig ausgesöhnt. Der Uebergang war so allmählich gewesen, daß sie kaum eine jener Schattenseiten kennen gelernt hatte, welche sie früher so sehr gefürchtet hatte.

Anna war zu einer schönen Jungfrau herangeblüht. Sie besaß die feinste Bildung, die vollendetste Anmut. War es ein Wunder, daß der Sohn Karls des Ersten von England, der Herzog von York, welcher sie häufig bei den Hoffestlichkeiten sah, sich in sie verliebte und sie am 15. Februar 1660 zu seiner Gemahlin erhob?

Allerdings verstrich ein volles Vierteljahrhundert, ehe der berühmte Großadmiral der englischen Flotte als Jakob II. den englischen Thron bestieg und Anna sollte es nicht mehr erleben, die Königskrone auf dem Haupte ihres Gemahls zu erblicken. Sie war bereits drei Jahre früher gestorben, allein ihre beiden Töchter Marie und Anna bewahrheiteten die Prophezeiung der alten Zigeunerin vollkommen. Erstere wurde bekanntlich die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Oranien, letztere vermählte sich mit dem Prinzen Georg von Dänemark. Beide Töchter bestiegen nacheinander den englischen Thron.

Abgetrumpft.

Als in einer fidelen Gesellschaft auf die Frage, welches Jahr für Wien das beste Weinjahr gewesen, die Antwort erfolgte: dasjenige, in dem der Stephansturm fertig wurde, denn da hat selbst der a Spitz gekriegt, erklärte ein anwesender Commis Voyageur diesen Witz für alt und schal. Nichtsdestoweniger produzierte er ihn aber am andern Tage in anderer Gesellschaft als eigene Erfindung. „Dös haben's aber schlecht nacherzählt, mein Lieber", sprach da auf einmal ein zufällig von ihm unbemerkt gebliebener Gast vom Tage vorher. „Das beste Weinjahr is unstreitig dös gewesen, in dem Sie geboren wurden, denn da hat die ganze Welt en Affen kriegt."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Reinliche.

„Da sagt der Herr jedesmal, wenn er mir sieht, ich wär ein dreckiger Kerl, un dabei, wenn die Wochen rum is, da is mein Handtuch stets am reinlichsten von die andern!"

Der ehrliche Spieler.

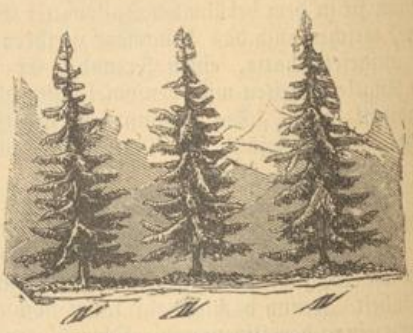
„Zwanzig in Herz!"
„Mit dem Schippenkönig?"
„'s Maul halten, wer nicht mitmacht; wir spielen bodenehrlich!"

Englisch.

Matrose: „Mylord, schnell, schnell, retten Sie sich, das Schiff geht unter!"
Mylord: „Ist nicht Ihre Sache, das hat der Kapitän mir zu melden, gehen Sie."

Bilder-Rätsel.

3.



Auflösung der Rätsel.

Bilderrätsel 1, Seite 25: Conflikt.
" 2, " 25: Rabbiner.
" 3, " 64: Treue Unterthanen.
Seite 32: Linsen. — Seite 53: Grab, Grad, Graf, Gram, Gran, Gras.